

Karl Christ

Römische Geschichtsschreibung

Voraussetzungen und Zusammenhänge

Für die Römer der klassischen Republik, des Prinzipats und der Spätantike war die Geschichte auf vielfältige Weise präsent: Ahnenbildnisse in den Häusern der Aristokratie, Ehrenstatuen auf den Foren aller größeren Städte, mächtige Triumphbögen und die hohen Kaisersäulen mit den Reliefbändern der Darstellungen großer Kriege, eine Fülle von Denkmälern und Inschriften aller Art konfrontierten Bürger und Fremde in imponierender Weise mit Personen und Leistungen der römischen Vergangenheit, mit der glanzvollen Tradition des Imperiums und der Majestät des ›römischen Friedens‹. Dazu trat einst eine heute kaum vorstellbare Macht der Rede. In den Senatssitzungen wie in den Volksversammlungen, bei den prunkvollen Beisetzungen der römischen Nobiles wie in der Alltagsmonotonie der Erziehung, in den öffentlich durchgeführten Prozessen wie in den so oft erschöpfenden Rezitationen wurde fort und fort das historische Beispiel beschworen, wurden immer wieder die Namen und Taten der großen Vorfahren eingehämmert.

Innerhalb dieser Vielfalt der Tradition ist die römische Geschichtsschreibung ein relativ später Strang, von Anfang an geprägt durch spezifische Bindungen und Formen. Als sie einsetzt, hat die griechische Historiographie bereits ihre klassische Phase durchlaufen, doch obwohl griechische Vorbilder stets einen kontinuierlichen Einfluß auf die Entwicklung der römischen Geschichtsschreibung gewinnen sollten, waren künstlerisch-literarische und wissenschaftliche Kriterien für die römische Historiographie lange Zeit von sekundärer Bedeutung. Hier dominierten statt dessen moralische und politische Kategorien sowie gesellschaftliche und religiöse Bindungen.

Es ist so alles andere als ein Zufall, daß die ersten

Ansätze zur permanenten Fixierung des Geschehens in der Zeit durch das Kollegium der ›pontifices‹ erfolgten, die kleine, besonders angesehene aristokratische Gruppe einer ›staatlichen‹ Priesterschaft. In den von ihr geführten Jahreschroniken, den ›annales‹, wurden zuerst die bedeutenden Ereignisse registriert, dabei bezeichnenderweise unter den Namen der jeweils höchsten und deshalb auch das Jahr beherrschenden und benennenden Magistrate geordnet, in der Regel denjenigen der beiden Konsuln. Damit war schon in den Anfängen eine ›annalistische‹ Form der Historiographie vorgegeben: stadtbezogen, aristokratisch bestimmt und durch den Jahresrhythmus gegliedert.

Seit den Werken von Jacob Perizonius (1685) und Barthold Georg Niebuhr (1811 ff.) hat sich die moderne Geschichtswissenschaft immer wieder bemüht, Klarheit über die vorliterarischen Überlieferungsformen römischer Geschichte zu gewinnen. Allein, eine verlässliche Rekonstruktion jener Lieder und Erzählungen, die zuerst die Geschichte der ›Stadtgründung‹ Roms, die Vorgänge der Königszeit und das Geschehen der frühen Republik überliefert hatten, konnte nicht gelingen; in welchem Ausmaß und mit welchen Inhalten diese dann in die schriftlich gestaltete Tradition eingingen, läßt sich ebenfalls nicht ermesen. Daß schon in jenen Bereichen der Überlieferung die Bindungen an bestimmte große Familien und Geschlechter, an patrizische oder plebejische Interessen von Bedeutung waren, ist jedoch sehr wahrscheinlich.

Neben der Rhetorik, die später die stilistische Gestaltung der römischen Historiographie so weitgehend durchdringen sollte, ist in Rom stets die Verbindung zwischen Geschichtsschreibung und den epigraphischen Texten besonders eng gewesen. Der lapidare Charakter der lateinischen Sprache in archaischer wie in klassischer Zeit, die auffallend hohe Frequenz der epigraphischen Fixierung von Staatsverträgen, Se-

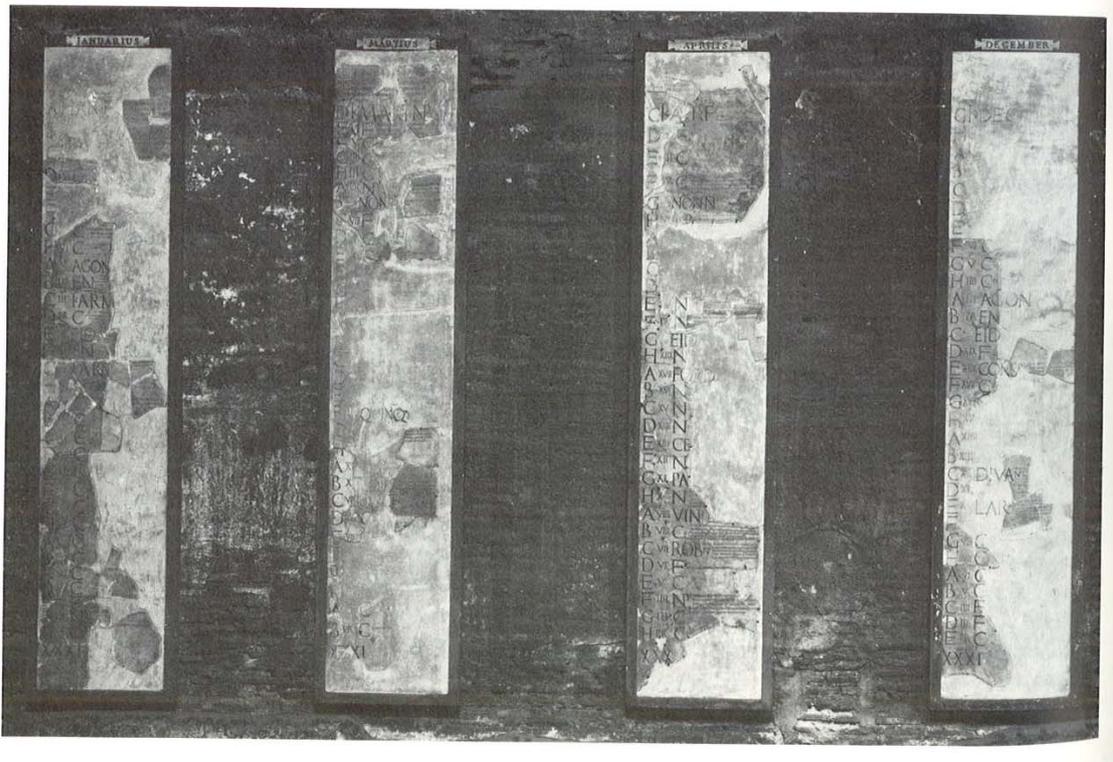
natsbeschlüssen wie juristischen Texten und Gesetzen, nicht zuletzt aber die für die Führungsschicht typische Sitte, die Bekleidung der hohen Staatsämter, die militärischen Erfolge, Bauten und Stiftungen für das Gemeinwesen in oft penetrant massierendem Stil in Grab- und Ehreninschriften festzuhalten, spiegeln diese Beziehungen wider. Sie führten schließlich dazu, daß der größte römische Historiker, Publius Cornelius Tacitus, an einigen Stellen seines Werks die Prägnanz und Wucht eines Textes erreicht, wie sie sonst vor allem im Genos der Inschriften, zum Beispiel in jener grandiosen Selbststilisierung der *Res gestae divi Augusti*, im Tatenbericht des Augustus, zu finden sind, gegen den Tacitus offenkundig polemisiert.

Die vom Kollegium und seinem Exekutivorgan, dem Pontifex maximus, auf Tafeln verzeichneten Jahresereignisse. Reste der auf Geheiß von M. Verrius Flaccus auf dem Markt zu Praeneste in die Marmorwände eingelassenen Kalendertafel, 4–10 n. Chr.

Die Epochen der römischen Historiographie

Obwohl die römische Geschichtsschreibung in hohem Maße durch eine auffallende Kontinuität von Formen und Maßstäben, Grundüberzeugungen und Wertungen gekennzeichnet wird, ist sie stärker als die Historiographie anderer antiker Gesellschaften durch die Veränderung der politischen Strukturen und durch den Wandel der sozialen und geistigen Konstellationen aufgegliedert. Ihre Epochen werden dabei selbstverständlich mit durch diejenigen der politischen Geschichte bedingt, sie sind indessen nicht identisch.

Die römische Geschichtsschreibung wurde immer wieder von der Thematik der Zeitgeschichte geprägt. Wenn weder die Beseitigung der Monarchie und die »Gründung« der Adelsrepublik noch der große Antagonismus des römischen Ständekampfes oder die Expansion der römischen Herrschaft in Mittel- und Süditalien in zeitgenössischen römischen Geschichtswerken gestaltet wurden, so ist dies ein klarer Beweis für fehlende Fähigkeiten ebenso wie für die zunächst geringe Einschätzung geistiger Leistungen in den Geschlechtern der Grundbesitzer, Politiker und Soldaten. Eine Geschichtsschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes setzte erst im Zeitalter der Punischen Krie-



ge ein, in jenem Augenblick, da die klassische römische Republik ihre entscheidende militärische Bewährungsprobe zu bestehen hatte und zugleich in die Reihe der Großmächte des westlichen Mittelmeerraumes eingetreten war.

Erst auf dem Höhepunkt der Herrschaft der römischen Aristokratie beginnt so die Geschichtsschreibung der römischen Republik als erste Epoche der Historiographie, zunächst ganz nach außen gewandt und sich der griechischen Sprache bedienend, später dann primär nach innen orientiert und entsprechend dem Pluralismus rivalisierender Geschlechter der Führungsschicht deren Interessen vertretend. Die Annalistik wird zur republikanischen Form römischer Geschichtsschreibung, der griechische Historiker Polybios dann zum politisch und geistesgeschichtlich bedeutsamsten Sachwalter der universalhistorischen Funktion Roms.

Die zweite Epoche der römischen Historiographie wird durch die Zuspitzung der Krise der römischen Republik geprägt. Zwar werden die traditionellen Formen fortgeführt und der Kanon der Wertungen beibehalten, wie sich vor allem in der großen historischen Synthese des Titus Livius zeigt, doch charakteristisch werden nun neue Formen und neue Inhalte. Kürzere Monographien, biographische und autobiographische Arbeiten treten jetzt hervor; Kritik am Verfall der Führungsschicht und an der Desintegration der Gesellschaft, aber auch die Propagierung militärischer Erfolge oder die Rechtfertigung politischer Positionen bestimmen den Inhalt. Gaius Iulius Caesar und Gaius Sallustius Crispus sind als Politiker wie als Autoren repräsentative Gestalten dieser Epoche.

Mit der Errichtung des Prinzipats durch Augustus setzt eine weitere Epoche der römischen Historiographie ein. Das neue politische und gesellschaftliche System, das im Bereich der Ideologie die Kontinuität der Republik gerade deshalb so sehr betonen mußte, weil die politische Realität den völligen Bruch mit deren Normen gebracht hatte, fand auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung sowohl seine rührigen Propagandisten als auch seine erbitterten Gegner. Betätigten sich die Anhänger und Abhängigen vor allem im Genos der Kaiserbiographie (im 2. Jahrhundert n. Chr. insbesondere Gaius Suetonius Tranquillus und Plutarchos), so behielten die Angehörigen der Opposition und die Kritiker des Regimes für ihre Schriften häufig bewußt die traditionellen republikanischen Formen bei. In Tacitus wird die römische Historiographie dabei in stilistischer wie in inhaltlicher Hinsicht auf ihren Gipfel geführt.

Parallel zur Reichskrise des 3. Jahrhunderts n. Chr. und zur Ausbildung des alle Lebensbereiche regle-

mentierenden spätantiken Zwangsstaates, setzt dann in der Geschichtsschreibung der Spätantike die letzte Epoche der römischen Historiographie ein. Das Festhalten der alten Formen wurde erneut zu einem politischen Programm, während gleichzeitig die Kurz- und Kümmerformen historischer und biographischer Produktion die bescheidenen Informationsbedürfnisse jener neuen Gesellschaftsschichten befriedigten, die nun Kaiserhof und Reich beherrschten. Der panegyrische Überschwang der Rhetorik gehört ebenso zu den Charakteristika dieser Epoche wie das erfolgreiche Spiel mit der Geschichte bei den ›Scriptores Historiae Augustae‹. Die römische Historiographie klang indes nicht erst in dem Augenblick aus, als mit dem Untergang des Weströmischen Reiches im Jahr 476 n. Chr. gleichsam das historische Subjekt Rom beseitigt war; sie begann schon in den Hintergrund zu treten, als in konstantinischer Zeit Eusebios mit dem Genos der Kirchengeschichte eine neue historische Formation schuf und erst recht, als Aurelius Augustinus in *De civitate Dei* alle irdische Geschichte relativierte.

Gesellschaft, politische Struktur und Historiographie

Die Struktur der römischen Gesellschaft wird lange Zeit nicht so sehr durch die Herausbildung, die Polarisierung und den Antagonismus klar abgegrenzter sozialer Gruppen – oder gar Klassen – bestimmt, sondern über Jahrhunderte durch die Bindung des Individuums an Familie, Geschlecht (gens) und Klientel. Die römische Familie, ursprünglich eine konsequent organisierte bäuerliche Lebens-, Haus-, Vermögens- und Besitzgemeinschaft, eine Großfamilie, die erwachsene Kinder ebenso umfassen konnte wie die Sklaven, wurde durch die absolut gesetzte und zudem religiös sanktionierte ›väterliche Gewalt‹, die ›patria potestas‹, des Familienoberhauptes geprägt. Das Geschlecht, ursprünglich die zentrale, ebenfalls religiös verankerte Zelle der römischen Adelsgesellschaft, die vor allem in Namengebung und Erbrecht bestimmend blieb, verlor in historischer Zeit weithin an Bedeutung und spielte lediglich in religiösen, sozialen und politischen Bereichen der Aristokratie noch eine gewisse Rolle.

Ganz anders dagegen die Klientel, die spezifisch römische Institution gesellschaftlicher Bindungen überhaupt. Sie regelte die Beziehungen zwischen dem wirtschaftlich und gesellschaftlich abhängigen freien Bürger, dem ›cliens‹, und dem wirtschaftlich und sozial Überlegenem, dem ›patronus‹, der im Bedarfsfall

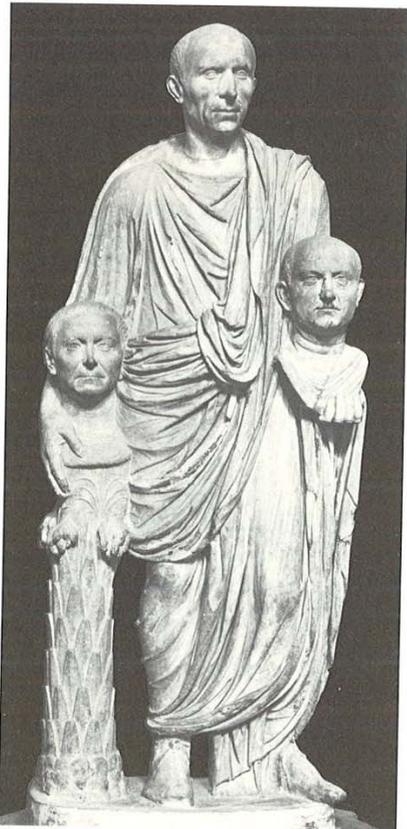
Hilfe, Schutz und Unterstützung gewähren konnte. Eingehen und Anerkennen einer ›clientela‹ bedeuteten auf der einen Seite Leistungen mannigfacher Art, auf der anderen verantwortungsvolle Interessenwahrung. Um eine einseitige Ausbeutung des Schwächeren handelt es sich hier nicht; beide Partner waren durch das Treueverhältnis der ›fides‹ gebunden. Mißbrauch der Beziehung durch den Überlegenen zog dessen gesellschaftliche Ächtung nach sich.

Es versteht sich von selbst, daß diese gesellschaftlichen Bindungen und Abhängigkeiten auch eine politische, ursprünglich sogar eine militärische Dimension besaßen. Später trat diese Seite völlig zurück, der ›patronus‹ konnte sich jedoch bei Wahlen, Abstimmungen, öffentlichen Auftritten oder politischen Initiativen in der Regel auf die Unterstützung seiner Klienten verlassen. Gleichzeitig erstreckte sich die Klientel in immer weiteren Radien: Die führenden Familien und Politiker, wie die Claudier, die Scipionen, Sulla, Pom-

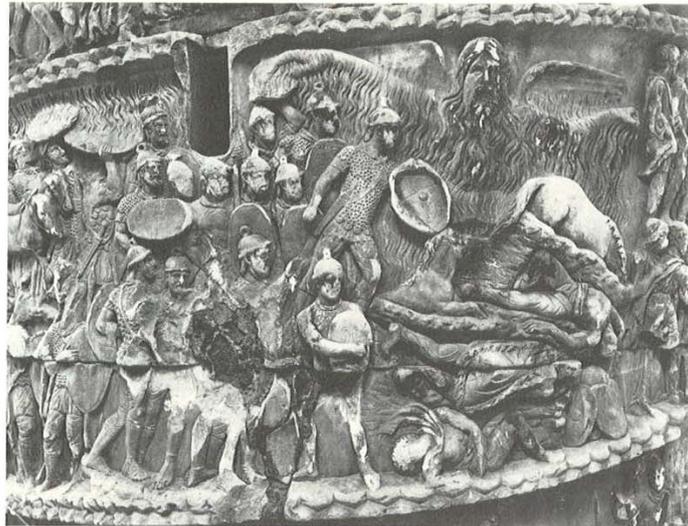
peius und Caesar, konnten schließlich ganze Dörfer, Städte, Landschaften und Provinzen zu ihrer Klientel zählen, häufig jene Gebiete, die sie unterworfen oder denen sie in großem Umfang das latinische oder das römische Bürgerrecht vermittelt hatten. Diese ›Vermassung‹ der Klientel führte schließlich zur Monopolisierung im Prinzipat, jedenfalls in politischer Beziehung. In gesellschaftlicher Hinsicht bestand die Klientel dagegen fort, denn noch gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. lamentiert der Dichter Marcus Valerius Martialis über die Zumutungen, die die tägliche Aufwartung des Klienten bei seinem Patron bedeutete.

Das Geflecht dieser Bindungen galt in besonderem Maße auch für die römische Historiographie. Einem Angehörigen der großen Familien wurde es nicht verdacht, wenn er die Rolle seiner ›gens‹ in der römischen Geschichte überbelichtete. Von dem Freigelassenen oder Klienten eines römischen Aristokraten oder ›princeps‹ wurde geradezu erwartet, daß er seinen Patron verherrlichte, wenn er sich als Historiker betätigte. Die Vielzahl rivalisierender Politiker glich zur Zeit der römischen Republik diese Einseitigkeiten ohnehin aus. Schließlich fand Caesar seine Apologeten ebenso wie Cato.

Erst der Prinzipat des Augustus brachte hier die große Wende, und diese Wende wurde von den römischen Historikern der Kaiserzeit auch ganz bewußt erlebt und empfunden. So schrieb Tacitus am Anfang seiner *Historien*: »Ausgangspunkt meines Werkes soll das zweite Konsulat Galbas und das Konsulat des Titus Vinius sein (69 n. Chr.). Über die achthundertundzwanzig Jahre der vorausgegangenen Epoche seit der Gründung der Stadt Rom haben ja viele Schriftsteller berichtet, und zwar mit gleicher Beredsamkeit und Freimütigkeit, wenigstens solange es sich bei ihrer Darstellung um die Geschichte des römischen Volkes gehandelt hat. Seit es nach der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) im Interesse des Friedens lag, die gesamte Macht in die Hände eines einzigen Mannes zu legen, verschwanden jene bedeutenden Talente. Zugleich wurde die Wahrheit auf mehrfache Weise erschüttert, zuerst durch den Mangel an Verständnis für das Gemeinwesen, dem man fremd gegenüberstand, sodann durch die ungehemmte Hingabe an Schmeichelei oder wiederum durch den Haß gegen die Machthaber. So wirkten hier feindselige Einstellung, dort Unterwürfigkeit, und man kümmerte sich auf beiden Seiten nicht um die Nachwelt« (*Historien* I, 1).



Patria potestas: römischer Patrizier mit Ahnenbildnissen. Marmorgruppe, zwischen 40 und 30 v. Chr. Rom, Musei Capitolini



Das Regenwunder als göttliche Antwort auf die Gebete der Soldaten der 12. Legion zugunsten des Kaisers Marcus Aurelius im Feldzug gegen den germanischen Stamm der Quaden im Jahr 174 n. Chr. Marmorrelief an der Säule für Mark Aurel auf der Piazza Colonna, 180–192 n. Chr.

Römisches Geschichtsbild und römische Geschichtsschreibung

Die Römer der Republik waren lange Zeit in einer sehr naiven, dem emanzipierten modernen Menschen nur schwer verständlichen Weise davon überzeugt, daß ihre Vorfahren in einem engen und direkten Kontakt zu den Göttern standen und daß die Götter unmittelbar in der Geschichte wirkten. Die göttliche Abstammung des Gründers der Stadt Rom legitimierte deren Herrschaft ebenso wie die peinliche Beachtung aller göttlichen Willensäußerungen, die sich in Ankündigungen und Vorzeichen vielfältigster Art niederschlugen. In ständigem Einklang mit dem bekundeten Willen der Götter zu handeln, war für die Römer nicht nur eine Frage der Frömmigkeit, der ›pietas‹, sondern oberstes politisches Gebot. So erklärt sich die ganz ungewöhnliche Bedeutung, die die römische Historiographie noch bis in die Kaiserzeit allen Vorzeichen und allen Erkundungen des göttlichen Willens durch die traditionellen Formen der Eingeweideschau, der Beobachtung von Vogelflug, Einschlag von Blitzen, Auftreten von Mißgeburten oder Naturkatastrophen beimaß.

Gleichzeitig begegnet einem schon früh die Klage über den Verlust der alten Religiosität, die Vernachlässigung und Mißachtung der Götter, die Aushöhlung der Eide, die Korruption der Sitten und die Anpassung der Gesetze an die Schwächen und die Dekadenz späterer Generationen. Mit alten Erzählungen und früherer Dichtung rivalisierend hat die römische Historiographie nicht nur ein konsistentes Bild der römischen Geschichte geschaffen, sondern deren Handlungsträger zugleich auch in ungewöhnlichem Ausmaß idealisiert. Die Vergangenheit legitimierte die Macht und Größe Roms ebenso wie das Ansehen der großen Geschlechter der Aristokratie. Die ›Rückwärtsorientierung‹ bei allen religiösen, moralischen und politischen Fragen, die schon seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. von einer Dekadenzstimmung begleitet war, gipfelte schließlich in der kanonischen Verklärung der ›mores maiorum‹ sowie in der verpflichtenden Fixierung der großen ›exempla‹, im unablässigen Vergleich einer als Verfall beurteilten Gegenwart mit einer völlig verklärten Vergangenheit.

Die ›mores maiorum‹ waren zunächst identisch mit den Tugenden der römischen Grundbesitzer, die zugleich als Politiker und Offiziere wirkten. Die aktivistischen Qualitäten im Streben nach Mannestugend (virtus), Ruhm (gloria), Härte und Disziplin, Gehorsam und Ausdauer, Treue und Unbestechlichkeit, Verschwiegenheit und Offenheit, rückhaltloser Einsatz für das Ganze, die nüchtern verstandene ›res publica‹, wie für Abhängige, Freunde und Bundesgenossen, die Anerkennung religiöser und moralischer Bindungen (pietas), standen an erster Stelle. Später traten auch Mäßigung (moderatio), die sich zunächst von selbst

ergeben hatte, und die Zurückhaltung im Geltendmachen eigener Ansprüche sowie die Anerkennung geistiger und künstlerischer Qualitäten (*ingenium*, *prudentia*, *sapientia*) hinzu. Sie alle zusammen machten im wesentlichen jene ›*mores maiorum*‹ aus, denen zu entsprechen höchstes Ziel römischer Aristokraten war, so wie dies die Grabinschrift des Gnaeus Cornelius Scipio Hispanus (Prätor 139 v. Chr.) dokumentiert:

»Durch meine Lebensführung habe ich die trefflichen Eigenschaften meines Geschlechts gemehrt, Nachkommen habe ich gezeugt, den Taten meines Vaters nachgestrebt.

Lob der Vorfahren erreichte ich, so daß sie sich freuen können, daß ich geboren wurde;

die öffentliche Anerkennung verhalf meinem Geschlecht zu Glanz und Ansehen« (CIL I² 15).

Es ist offensichtlich, daß diese Kriterien auch die römische Geschichtsschreibung bei der Rekonstruktion der Geschichte der frühen Republik geleitet haben und daß das römische Geschichtsbild aus einer Konstruktion bestand, die weithin Wertungen und Perspektiven des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. auf frühere Jahrhunderte reprojizierte. Hand in Hand damit ging die Verfestigung bestimmter historischer ›*exempla*‹, die isoliert und vielfach auch enthistorisiert wurden. Publius Decimus Mus, der bewußt in den Tod ging, um der Republik den Sieg zu erringen, Titus Manlius Torquatus, der den eigenen Sohn hinrichten ließ, weil dieser das ehrene Gesetz der Disziplin verletzt hatte, Mucius Scaevola, der seine eigene Hand verbrannte, um König Porsenna von der nicht zu brechenden Furchtlosigkeit und Härte der Römer zu überzeugen – dies sind nur einige der Personen und Handlungen, die als ›*exemplum*‹ galten. Es ist wohl kaum zu bestreiten, daß die römische Geschichte für viele junge Römer und für die Angehörigen der unteren Schichten überwiegend aus einer Aneinanderreihung solcher ›*exempla*‹ bestand.

Im Bann dieser Vorstellungen beanspruchte die römische Geschichtsschreibung in der Republik wie in der Kaiserzeit gleichsam eine zensorische Funktion. Tacitus sah es als ihre Aufgabe an, dafür zu sorgen, »daß Tugenden nicht verschwiegen werden und daß schlechtes Reden und Handeln sich fürchten solle vor der Nachwelt und der Schande« (*Annalen* III, 65). Römische Geschichtsschreibung rühmte oder ächtete, sie erkannte die ›*Römer*›tugenden‹ zu, attestierte ›*virtus*‹ oder ›*dignitas*‹ – oder sie disqualifizierte und vollstreckte mit ihren Mitteln die ›*damnatio memoriae*‹, so wie die Römer im epigraphischen Bereich die große Ehreninschrift ebenso kannten wie das Herausmeißeln der Namen der Geächteten. Mit all dem ist



Anspielung auf den Sieg des Konsuls L. Aemilius Paullus über den König Perseus von Makedonien bei Pydna im Jahr 168 v. Chr. und auf dessen Gefangennahme mit seinen zwei Söhnen. Rückseite eines Silberdenars des Paullus Aemilius Lepidus mit einer Darstellung des Lepidus in der Toga vor der geschichtlichen Szene als einem Siegesmal, 62 v. Chr. Berlin, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz, Antikemuseum, Sammlung Amersdorffer

freilich zugleich auch gesagt, daß die römische Geschichtsschreibung überwiegend personenorientiert war. Römische Geschichte blieb nach römischem Verständnis immer in erster Linie die Kette des Handelns von Personen, Familien und Geschlechtern, später vor allem der ›*principes*‹ und der Angehörigen ihres Hauses im weiteren Sinne. Der große Kritiker des Prinzipats, Tacitus, hat dieses neue politische und gesellschaftliche System deshalb auch nicht in seinen Institutionen oder Strukturen angegriffen, sondern in den Personen der ›*principes*‹, ihrer Frauen und ihrer Helfer.

Die Geschichtsschreibung der römischen Republik

Seit den Kämpfen des großen epeirischen Königs Pyrrhos gegen die Römer in Süditalien (280–275 v. Chr.) und vor allem seit dem Ersten Punischen Krieg (264–241 v. Chr.) hatten sich in zunehmendem Maße hellenistische Historiker mit der Geschichte Roms befaßt (Hieronymus von Kardia, Timaios von Tauromenion). Ein Grieche, Philinos von Akragas, stellte die römisch-karthagischen Kämpfe um Sizilien mit eindeutig antirömischer Tendenz dar. Als die Auseinan-

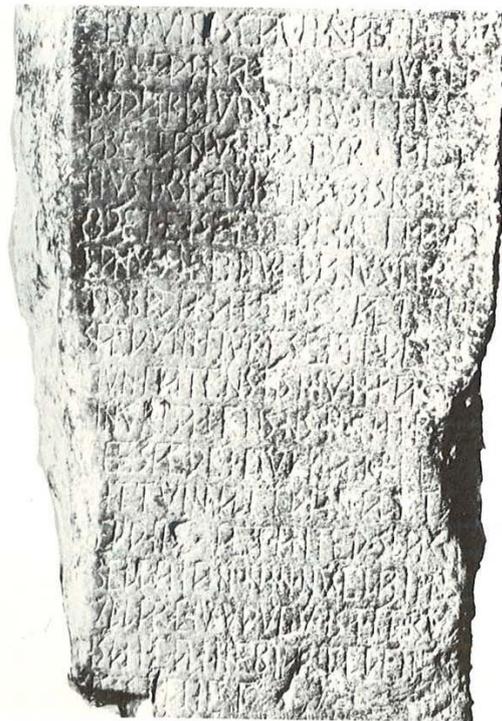
dersetzung mit Karthago dann schließlich im Zweiten Punischen Krieg (218–201 v. Chr.) immer weitere Gebiete umfaßte, kam es für den römischen Senat darauf an, den eigenen Standpunkt gerade im griechischen Bereich wirkungsvoll zur Geltung zu bringen und die historische Entwicklung der römisch-punischen Auseinandersetzung nun auch in römischen Perspektiven aufzuzeigen. In einer Konstellation, in der allenthalben Gründungs- und Stadtgeschichten der griechischen Poleis im Schwange waren, galt es, die Geschichte der Stadt Rom überzeugend darzustellen und in die griechische Welt – und dies hieß eben auch in griechischer Sprache – einzuführen. Das war die Aufgabe, die sich Quintus Fabius Pictor und andere römische Senatoren (Lucius Cincius Alimentus, Gaius Acilius, Aulus Postumius Albinus und Publius Cornelius Scipio, der Sohn des Siegers von Zama) stellten.

In Rom war Geschichtsschreibung so von Anfang an und für lange Zeit eine Form politischen Wirkens. Der Senator als Historiker ist hier eine typische Gestalt. Die lange Reihe führt von Fabius Pictor über Marcus Porcius Cato, Sallust, Asinius Pollio, Tacitus und Cassius Dio Cocceianus Flavianus in der Spätantike; sie umfaßt somit gerade die bedeutendsten Namen römischer Historiographie. Der hohe gesellschaftliche Rang dieser Persönlichkeiten erschloß ihnen zumindest zur Zeit der Republik überhaupt erst die Voraussetzungen ihrer historischen Darstellungen: Nur die Angehörigen der Führungsschicht hatten Zugang zu Senatsakten, Familienarchiven und Herrschaftswissen, nur sie verfügten zunächst auch über die Qualifikation, um politische Zusammenhänge zu erkennen oder um militärische Entscheidungen und Operationen zu beurteilen.

Anders als die übrigen frühen Autoren römischer Literatur, die Dichter, »scribae« und Übersetzer, genossen die Historiker dieser sozialen Stellung hohes gesellschaftliches Ansehen. Ihre Autorität und ihre »gravitas« verliehen ihren Werken stets große Beachtung, auch dann, wenn die literarischen Qualitäten des Verfassers sehr bescheiden waren und nicht entfernt an das Niveau der klassischen Geschichtswerke der griechischen Literatur heranreichten. Im Besitz höchster gesellschaftlicher und politischer Autorität – gerade im Zeitalter der Punischen Kriege – setzte die römische Führungsschicht so ihr eigenes Geschichtsbild absolut, formte sie den grandiosen Prozeß der Machtbildung, der Kolonisation, der Beherrschung Italiens, der Kämpfe gegen Etrusker, Latiner, Gallier, Samniten, gegen Pyrrhos und gegen Karthago (um nur die wichtigsten Etappen zu nennen) zur Apotheose ihrer Stadt wie ihres Standes. Die Leiden der Bauern, das Los der Frauen, das Schicksal der Opfer interessierten

wenig, denn schließlich schienen die Erfolge den Anspruch der römischen Aristokratie zu rechtfertigen, der alten patrizischen Geschlechter wie der neu aufgestiegenen Familien plebejischer Abstammung, die nun gemeinsam die römische Nobilität bildeten. Der Ständekampf lag weit zurück und die Stellung der Führungsschicht wurde allgemein akzeptiert. Solange zumindest, wie die Plebejer von der Kolonisation auf eroberten Territorien, von Beute und Plünderungen profitierten, solange die Resultate des langen Kriegsdienstes auch die große Masse der römischen Kleinbauern mit ernährten und entschädigten. Die Interessenidentität zwischen Führungsschicht und römischen Bürgern war, mit anderen Worten, so kompakt, daß überhaupt kein Bedürfnis nach einer »plebejischen« Alternative der römischen Historiographie bestand, für die zudem die materiellen Voraussetzungen ebenso fehlten wie die geistigen.

Senatorische Geschichtsschreibung in griechischer Sprache war indessen nur der Auftakt der römischen Historiographie. Das erste Geschichtswerk in



Ein Dokument für die Annalistik: Vereinbarung der Abellaner und Nolaner über gemeinsamen Besitz und Ertrag des Herkules-Tempels und des zu ihm gehörenden Landes. Oskische Inschrift auf dem Cippus Abellanus, um 150 v. Chr. Nola, Antiquarium del Seminario

lateinischer Sprache schrieb Cato, der Zensor des Jahres 184 v. Chr., ein sozialer Aufsteiger, der die traditionellen Normen der Führungsschicht mit besonderer Schärfe verteidigte. In seinen sieben Büchern *Origines* schloß er die Gründungsgeschichten Roms und der italischen Städte als historische Wurzeln der römisch-italischen Bundesgenossenschaft zusammen und verband diese dann mit einer Darstellung der römischen Geschichte seit dem Ersten Punischen Krieg. Catos Fortsetzer (Lucius Cassius Hemina und Lucius Calpurnius Piso Frugi) sind kaum greifbar, und nur in bescheidenen Fragmenten liegen auch die Werke jener sogenannten älteren Annalistik vor, die einst die römische Königszeit und die Geschichte der frühen Republik zu einer in sich geschlossenen Einheit verbunden haben.

Die jüngere Annalistik (vom Ende des 2. und Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr.) wandte sich dann wieder stärker der Zeitgeschichte zu. Darüber hinaus versuchte sie das historische Geschehen effektvoller darzustellen und durch anekdotische oder antiquarische Züge zu ergänzen. Gleichzeitig wurden die gentilizischen Traditionen ausgebaut, Leistungen und Wertungen nach den jeweiligen Abhängigkeitsverhältnissen neu akzentuiert, zugleich offensichtlich ein breiteres Publikum angesprochen. Denn jetzt galt es, vor allem auch den aufsteigenden sozialen Gruppen der italischen Städte, nicht zuletzt den Angehörigen des Ritterstandes, historische Informationen in eingängiger Form zu vermitteln. Daß darüber Autorität und Kompetenz der frühen senatorischen Geschichtsschreibung teilweise verloren gingen, nahmen diese Autoren hin. Sie sind später wohl zu Recht von der großen Gesamtdarstellung des Livius verdrängt worden.

Polybios

In dem kontinuierlichen Zwiegespräch lateinischer und griechischer Autoren über die römische Geschichte, das die römische Historiographie kennzeichnet, wurde in der Epoche der römischen Republik Polybios zur einflußreichsten und in den Auswirkungen wie im geistigen Niveau wichtigsten Gestalt. Polybios gehörte der Führungsschicht der griechischen Freistaaten an, er hat sich als aktiver Politiker und Militär bewährt, war 169/168 v. Chr. schließlich zum Kavalleriekommandeur (Hipparch) des Achäischen Bundes aufgestiegen, dann als Geisel nach Rom geschafft worden, wo ihn der jüngere Scipio zum Freund wählte. Wie weit es Polybios gelang, Einfluß auf die

Faksimile v. *Die »Annalen« von Publius Cornelius Tacitus. Ein Blatt mit dem Anfang des Geschichtswerkes in der ältesten überlieferten Tacitus-Handschrift, 9. Jahrhundert. Florenz, Biblioteca Medicea Laurenziana*

politischen Entscheidungen der römischen Senatsaristokratie zu gewinnen, läßt sich schwer abmessen. Er selbst nahm jedenfalls immer für sich in Anspruch, die Verbindung zwischen politischer und militärischer Praxis mit historiographischer Tätigkeit zu repräsentieren. In seiner vierzigbändigen *Universalgeschichte*, die – nach einem knappen Rückblick auf die Vorgänge zwischen 264 und 220 v. Chr. – die Entwicklung des Geschehens im Mittelmeerraum bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. schildert, verwirklichte Polybios die »pragmatische« Methode, übertrug er in einer folgenschweren Weise die Kategorien der griechischen Verfassungslehre auf die Verfassung der römischen Republik und gestaltete ein teleologisch bestimmtes, universales Geschichtsbild, das durchaus den römischen Interessen entsprach.

Von der Aufgabe eines Historikers hatte Polybios eine sehr dezidierte Meinung: »Der Geschichtsschreiber soll nämlich seine Leser nicht durch Schauermärchen erschüttern, nicht alle erdenklichen Reden einlegen und die Begleitumstände bis ins einzelne ausmalen, wie es die Tragödienschreiber tun, sondern ausschließlich wahrheitsgemäß alles berichten, was getan und gesagt wurde, auch wenn es ganz bescheidene Dinge sind. Denn das Ziel der Geschichte und der Tragödie ist nicht dasselbe, sondern einander entgegengesetzt. Dort nämlich gilt es, die Hörer durch möglichst eindrucksvolle Worte zu erschüttern und für den Augenblick ihre Anteilnahme zu gewinnen, hier dagegen, durch die wirklichen Taten und Reden die Wißbegierigen für alle Zeit zu belehren und zu überzeugen; denn in der Tragödie hat das Eindrucksvolle den Vorrang, auch wenn es unwahr ist – es geht ja um die Illusion der Zuschauer –, in der Historie aber die Wahrheit – ihr Ziel ist der Nutzen derer, die aus ihr lernen wollen« (II, 56, 10ff.).

Lernen sollten aus der pragmatischen Geschichtsschreibung im Sinne des Polybios aber in erster Linie die zukünftigen Staatsmänner, Politiker und Militärs. Gewiß bemühte er sich um eine gleichsam wissenschaftliche Klärung der Abläufe des historischen Geschehens mit Hilfe von Quellenkritik, Urkundenbelegen sowie durch die kategorische Unterscheidung von »Vorwänden« und tieferen Ursachen, doch die praktische und ganz konkret belehrende Funktion der Geschichte bedeutete ihm mehr. Sie erst gab der Historiographie den spezifischen und herausragenden



Polybios von Megalopolis als Feldherr. Abguß einer Marmorstele im arkadischen Kleitor, vermutlich Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. Rom, Museo Nazionale alle Antichità

Rang. Die Paradoxie der polybianischen Position lag indessen darin, daß es für griechische Politiker und Militärs nach den Vorgängen von 168 (Schlacht bei Pydna; Untergang der makedonischen Monarchie) und 146 v. Chr. (Zerstörung Korinths) praktisch überhaupt kein adäquates Betätigungsfeld mehr gab, es sei denn, sie identifizierten sich völlig mit der Sache Roms.

Im VI. Buch seiner *Universalgeschichte* trug Polybios seine Konzeption der Verfassungsformen – und deren Entartungen – sowie seine Lehre vom Kreislauf der Verfassungen vor, Modelle, die insbesondere auf dem Weg über Marcus Tullius Ciceros *De re publica* das römische und später das europäische Verfassungsdenken tief beeinflussen sollten. Vor allem aber definierte Polybios hier sein Verfassungsideal der »Mischverfassung«, die aus monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen zusammengesetzt war

und die er in Rom weithin verwirklicht sah. Nicht weniger konnte man von römischer Seite aus einem Geschichtsbild zustimmen, in dem gerade Roms Aufstieg zur Weltherrschaft die bisher isolierten Geschichtsprozesse um den Mittelmeerraum zu einer organischen Einheit zusammenschloß: »In den davorliegenden Zeiten waren die Ereignisse der Oikouméné gleichsam zerstreut, da jedes einzelne Geschehen nach Absicht und Erfolg ebenso wie räumlich ohne Zusammenhang mit anderem blieb. Aber von diesem Zeitpunkt an (220 v. Chr.) ereignet es sich, daß die Geschichte gleichsam eine Körpergestalt annimmt, daß sowohl die italischen wie die libyschen Ereignisse sich verflechten mit denen in Asien und in Griechenland und daß alles sich auf ein Ziel hinrichtet« (Polybios I, 3, 3 ff.).

Desintegration und Krise der Gesellschaft in der römischen Republik

Die von Polybios so gefeierten politischen und militärischen Erfolge Roms zogen auf wirtschaftlichem, gesellschaftlichem, militärischem und politischem, aber auch auf religiösem und geistigem Gebiet tiefgreifende Rückwirkungen nach sich, welche die bisherigen Strukturen der klassischen Republik völlig veränderten. Die kontinuierliche und massenhafte Zufuhr von Sklaven erlaubte im ökonomisch grundlegenden Bereich der Agrarwirtschaft die Durchsetzung der von Sklaven betriebenen Villenwirtschaft auf Kosten der bisher dominierenden Subsistenzwirtschaft des freien Kleinbauerntums. Schrankenlose Nutzung des Gemeindelandes, des »ager publicus«, planmäßige Erpressung der Provinzen und bedenkenlose materielle Ausbeutung großer militärischer Kommandos auf der Seite der Führungsschicht, jahre-, zum Teil jahrzehntelange verlustreiche militärische Einsätze mit nur bescheidenem persönlichen Gewinn auf der Seite des staatstragenden Kleinbauerntums, der Aufstieg wirtschaftlich besonders aktiver Gruppen wie der Ritter und der Staats- und Steuerpächter, die Intensivierung der Geldwirtschaft und des Handels, die Verflechtung Roms in den mediterranen Wirtschaftsraum, die zunehmende Konzentration proletarisierter Bevölkerungsgruppen in der Hauptstadt – die nie eine entsprechende Zahl von Arbeitsplätzen bot – und die Benachteiligung der römischen Bundesgenossen führten zu schwersten sozialen und politischen Spannungen, die sich periodisch entluden.

Die Auseinandersetzungen um die Reformansätze

der Gracchen (133–122 v. Chr.), des Appuleius Saturninus (100 v. Chr.), Marcus Livius Drusus (91 v. Chr.), die wiederholten Sklavenaufstände (136–132 v. Chr.; 104–100 v. Chr.), die in der Erhebung des Spartacus (73–71 v. Chr.) gipfelten, der Bundesgenossenkrieg (91–89 v. Chr.) und die auf ihn folgenden Bürgerkriege, die ganz Italien und die Provinzen erfaßten, spiegelten die Krise des republikanischen Systems. Die Ausbildung von großen Heeresgefolgschaften seit den Tagen des Marius und Sulla, die alle alten Bindungen überlagerten, und der Aufstieg einzelner Politiker zu überragenden langfristigen Führungspositionen, welche die bisherige kollektive Führung sprengten, waren eine Kausalfolge dieser ›Krise ohne Alternative‹.

Gleichzeitig wurden auch in den Bereichen der Religion und der Kultur, nicht zuletzt durch die Begegnung mit der Welt der orientalischen Religion und des hellenistischen Geisteslebens, traditionelle Bande zerrissen und neue angeknüpft. Die Ausbreitung des Dionysos-Kultes, die Verehrung von Kybele, Isis oder Mithras schufen neue Glaubensgemeinschaften mit zum Teil orgiastischen Ausdrucksformen. Das Eindringen philosophischer Spekulation, des astrologischen Fatalismus und vieler Spielarten von religiösen und geistigen Bewegungen wie die zunehmende künstlerische Artikulation emanzipierten das Individuum aus den alten Klammern. Die Diskrepanz zwischen der traditionellen politischen Ideologie der ›res publica‹ und der Realität wurde immer größer.

Mores maiorum und ›Sittenverfall‹

»Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden.« Es gibt wenige Gesellschaften, für die dieses berühmte Wort von Karl Marx so sehr gilt wie für die römische des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. So kann es auch nicht überraschen, daß der umfassende Wandlungsprozeß dieser Epoche von Politikern wie von Historikern, ganz im Banne des Ideologems der ›mores maiorum‹, überwiegend als ›Sittenverfall‹ empfunden und bewertet wurde. Akzente und Ansätze waren dabei freilich völlig verschieden. Die Ausweitung der römischen Herrschaft wurde ebenso als verhängnisvoll angesehen wie die Aneignung von Reichtum und Luxus, die beginnende Verweichlichung und Inkompetenz der Führungsschicht ebenso konstatiert wie das Schwinden des Wehrwillens und der Einsatzbereitschaft der römischen Jugend oder die Brutalität in der Ausübung des Imperiums, die Verletzung der moralischen Verpflich-



Verbot der als Sittenverfall bewerteten Dionysos-Feiern durch den römischen Senat. Bronzetafel mit dem ältesten erhaltenen Senatsbeschuß für das gesamte römische Italien, das sogenannte Bacchanaliendekret, aus Kalabrien, 186 v. Chr. Wien, Kunsthistorisches Museum, Antikensammlung

tungen (fides) gegenüber den Bundesgenossen und den Untertanen in den Provinzen.

Es ist für die römische Einstellung, daß nach der offenen Zuspitzung der inneren Krise im Zeitalter der Gracchen deren tiefere Ursachen weithin nicht in wirtschaftlichen oder sozialen Veränderungen gesehen wurden, sondern vor allem im Wegfall der großen äußeren Gegner, im Wegfall des ›metus hostilis‹. Darunter wurde besonders die Angst vor den Anschlägen und Listen der Punier verstanden, die im Ersten Punischen Krieg wie im Hannibalischen Krieg Rom zur Mobilisierung der letzten Kräfte gezwungen hatten. Damals herrschte im Innern des römischen Staates jahrzehntelang die Eintracht aller Gruppen, die ›concordia‹. Jetzt, in der Phase der Desintegration und der Divergenz aller Kräfte, wünschte man sich paradoxerweise eine Konstellation zurück, die man im Jahr 146 v. Chr. durch die systematische Zerstörung Karthagos selbst beseitigt hatte. Es ist sehr sinnfällig, daß in der Überlieferung später ein Widerspruch des Scipio Nasica gegen Catos konsequente Forderung der Vernichtung Karthagos dramatisch akzentuiert wurde.

Ein Krisenbewußtsein war somit weithin vorhanden, aber in einer eigentümlich römischen Starrheit wurden gesellschaftliche Veränderungen primär als Veränderung der Gesittung bewertet. Die Fixierung

auf eine verklärte, klassische Republik verführte die Kritiker dazu, in der Restauration der alten Werte und der traditionellen Verfassung die Behebung aller Übel zu sehen. Daß diese politisch-moralische Konzeption zugleich die Versteinering längst obsoleter Formen und Institutionen bedeuten mußte, wurde verdrängt. Konsequenz war diese Linie lediglich im Interesse der alten Führungsschicht, die Ansprüche der Plebejer ebenso abwehren konnte wie diejenigen der Inhaber der großen Militärkommandos, ohne die die römische Republik ihre militärischen Aufgaben überhaupt nicht mehr lösen konnte. Rom erlebte so in einer geradezu extremen Weise die sowohl enthusiastisierende als auch lähmende Macht der Tradition. Allen Veränderungen zum Trotz konservierte es Maßstäbe, die an ganz konkrete sozio-ökonomische und politische Bedingungen gebunden waren. Die Konzeption des »Sittenverfalls« aber beherrschte Sallust, den Historiker der Krise, nicht weniger als Livius, den großen annalistischen Systematiker der Geschichte der römischen Republik. Sie wurde in Rom noch bis in die Spätantike tradiert.

Sallust, der Historiker der Krise

Sallust, ein sozialer Aufsteiger aus dem Sabinerland, ist als Politiker gescheitert. Als Volkstribun des Jahres 52 v. Chr. hatte er sich gegen die Senatsaristokratie exponiert und war deshalb zwei Jahre später aus dem Senat ausgestoßen worden. Im Bürgerkrieg konnte er sich dann auf der Seite Caesars wenigstens als erfolgreicher Organisator bewähren, so daß ihn der Diktator 46 v. Chr. zum ersten Statthalter der neu geschaffenen Provinz Africa nova ernannte. Doch dort muß sich Sallust bei der in solcher Funktion durchaus üblichen persönlichen Bereicherung beträchtliche Blößen gegeben haben. Seine Vergehen wurden zwar vertuscht, politisch aber war er zunächst kaltgestellt. Aus dem Auf und Ab dieser Karriere zog Sallust spätestens nach Caesars Ermordung die Konsequenz: Er distanzierte sich fortan bewußt von politischer Aktivität, kehrte aber auch Landwirtschaft und Jagd, den traditionellen Beschäftigungen römischer Aristokraten, den Rücken und betätigte sich künftig als Historiker.

Sallusts Werk ist nicht sehr umfangreich. In den rund sieben Jahren, die ihm dafür blieben, verfaßte er zwei Monographien, die knappen Darstellungen der Verschwörung Catilinas im Jahr 63 v. Chr. und des Jugurthinischen Krieges (111–106 v. Chr.), sowie ein umfangreicheres zeitgeschichtliches Werk, die *Histo-*

riae der Jahre 78–67 v. Chr., von denen jedoch lediglich vier Reden, zwei Briefe und an die fünfhundert meist kleinere Fragmente erhalten blieben. Die Echtheit einiger kleinerer, unter dem Namen Sallusts überlieferter Texte – der beiden Briefe an Caesar und einer Invektive gegen Cicero – ist umstritten. Dennoch zählt dieses so knappe Œuvre zu den Höhepunkten römischer Historiographie überhaupt. Es ist bis in die Gegenwart lebendig geblieben.

Sallusts Themenwahl ist auf den ersten Blick einigermaßen überraschend. Gewiß lagen ihm die Kurzformen der Monographien näher als die konventionelle Systematik der römischen Annalisten. Die Verschwörung Catilinas hatte er zudem in jungen Jahren erlebt, und es mochte ihn reizen, den Eindruck der Reden Ciceros, den er im übrigen durchaus korrekt behandelte, zu konterkarieren. Im *Bellum Jugurthinum* beschrieb er dann nicht nur einen »gigantischen Kolonialskandal« (Richard Heinze), sondern gerade die Verflechtung der Vorgänge an der nordafrikanischen Peripherie des Imperiums mit der römischen Innenpolitik, den offenen Ausbruch jenes Konfliktes, der schließlich zum Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla führen sollte. Indessen waren beide Stoffe für Sallust weniger um ihrer selbst willen bedeutsam, sondern in erster Linie als Stufen des sittlichen Niedergangs der römischen Republik, die es ihm erlaubten, Prozeß und Ursachen der Dekadenz grell zu beleuchten. Dennoch bleibt es eine offene Frage, ob die Sinnfälligkeit und die historische Bedeutung jener Vorgänge nicht doch über Gebühr betont wurden.

Obwohl Sallust die sullanische Epoche selbst nicht behandelt hat, stellt die Diktatur Sullas gleichsam die Achse seines Werkes dar. Die Thematik der *Historien* und des *Catilina* liegt unverkennbar im Schatten des Diktators, der *Jugurthinische Krieg* führt auf ihn und seinen großen Kontrahenten Marius zu. Die Verflechtung zeigt sich dabei bis in die Einzelheiten: Sallust hebt hervor, daß Catilina in seinem letzten Gefecht neben einem Legionsadler kämpfte, den Marius einst im Kimbernkrieg geführt hatte. Bürgerkriegsthematik prägt so das ganze Werk. Aufgewühlt durch die Vorgänge der caesarischen Epoche und durch die leidenschaftlichen inneren Auseinandersetzungen mit einer zwar konsequent etablierten, dann aber doch gescheiterten Diktatur, mit Proskriptionen, Enteignungen und Verfolgungen, hatte Sallust deren nicht weniger dramatische Analogien und tiefe Wurzeln freigelegt.

Sallust urteilte und wertete als entschiedener Moralist. Die Konfrontation einer idealisierten Vergangenheit mit einer korrumpierten Gegenwart ist bei ihm in einer rhetorisch besonders eindrucksvollen Stilisierung und in effektvoller sprachlicher Prägnanz ge-



Der »Bellum Iugurthinum« von Gaius Sallustius Crispus. Die älteste erhaltene Abschrift dieser Geschichtsdarstellung von Sallust. Papyrus-Fragment, aus Ägypten, 4. Jahrhundert. Manchester, John Rylands University Library

staltet worden (*Catilina* 9–11). Den Verfallsprozeß führte er, ganz römischer Tradition gemäß, auf die ungezügelter Herrschsucht (*ambitio*), die Raffgier (*avaritia*) und den weitverbreiteten Luxus zurück; daneben waren für ihn die innere Zwietracht, die ›*discordia*‹, und der bedenkenlose Machtmißbrauch der Adelscliquen, der ›*factiones*‹, zum Trauma geworden. Immer wieder eiferte Sallust gegen diese Exzesse und Mißstände; in aggressivem, trotzigem Ton übernahm der Historiker die Rolle des Sittenrichters – eine nie sehr sympathische Rolle, die es erklärt, warum gerade gegen ihn immer wieder süßsante Verdächtigungen und Unterstellungen kolportiert wurden.

Obwohl Sallust ein so entschiedener Gegner der Adelsfaktionen und ein so passionierter Kritiker einer degenerierten Aristokratie war, wurde er indessen weder Anhänger noch Wortführer der römischen ›*plebs*‹. Sie zeichnete er vielmehr völlig negativ, verkommen, unzuverlässig, selbststüchtig. Eine verlässliche Analyse der verschiedenen sozialen Gruppen der römischen Gesellschaft darf man so bei Sallust schon a limine nicht erwarten, und doch liefert sein sehr einseitiges und pessimistisches Bild wichtige Einzelheiten über das Elend der Stadt- und Landbevölkerung, das Schicksal der sullanischen Veteranen, die Lage der Aristokratie, nicht zuletzt jener römischen Jeunesse dorée, die er gut genug kannte. Einzelne seiner knappen Porträts erfaßten typische Gestalten der Anhängerschaft Catilinas wie der späten Republik in unvergleichlicher Eindringlichkeit.

Sallust war ein glänzender Stilist. In bewußt anticiceronianischer, statt dessen an die archaische Sprache Catos angelehnter Manier wählte er zerrissene, jäh abbrechende Wortfolgen von knapper, düsterer Prägnanz. Abrupte Szenen- und Themenwechsel bezeugen einen Experten der Dramatisierung, die in thukydideischer Weise eingelegten Reden und Redepaare den Meister der Rhetorik, der ja auch die große Staatsrede anlässlich des Triumphes des Ventidius Bassus zu halten hatte. Die Schilderung der historischen Sitzung des römischen Senats vom 5. Dezember 63 etwa, in der über das Schicksal der gefangenen Catilinarier entschieden werden mußte, eine Schilderung, die in den Reden Caesars und Catos wie in der vergleichenden Charakteristik der beiden Antagonisten gipfelt, ist ein grandioser Höhepunkt von Sallusts Darstellungskunst. Diese berühmte Szene zeigt gleichzeitig, wie eng bei Sallust Ausdruck, Stilisierung und Wertung verflochten waren. Der Künstler Sallust läßt sich weder vom Moralisten noch vom Politiker trennen. Vor allem aber beleuchtet diese großartige Konfrontation Sallusts persönliches Dilemma: Einerseits waren seine Bindungen an Caesar, von dem er sich auch hier zutiefst beeindruckt zeigt, bekannt, andererseits stand der politisch gescheiterte Moralist Sallust hier näher als der Diktator. In den Jahren nach dem Untergang der Caesar-Mörder aber Caesar und Cato gleichzeitig zu feiern, bewies nicht nur Unabhängigkeit, sondern auch ausgesprochenen Mut.

Demgegenüber will es wenig besagen, daß der Historiker Sallust offenkundige Schwächen aufweist. In chronologischen Fragen war er ausgesprochen großzügig, seine Darstellung der militärischen Ereignisse des Jugurthinischen Krieges ist völlig unbefriedigend, die Ungenauigkeit seiner geographischen Angaben notorisch – obwohl er doch den Kriegsschauplatz zum Teil selbst kannte. Aber Sallust war nun einmal kein militärhistorischer Forscher, ihn fesselten in erster Linie die Menschen, die großen Akzente des Geschehens und die Atmosphäre. Der Informationswert seiner historischen und geographischen Exkurse ist daher von sehr unterschiedlicher Qualität. Immerhin haben ihn die Inseln der Seligen ebenso fasziniert wie das Schwarze Meer, das er in einer seiner eindrucksvollsten Schilderungen beschrieb. Faszinierend bleiben aber stets seine Personendarstellungen: Den vitalen Aufsteiger Marius, den von Unruhe getriebenen Jugurtha, der in Rom alles feil fand, und den von krimineller Energie durchglühten Catilina wird kein Leser vergessen können.

Für die Zeitgenossen der ersten Jahre des Triumvirats zwischen Antonius, Octavianus und Lepidus, das heißt der Zeit nach 43 v. Chr., aber besaßen Sal-

lusts Stellungnahmen und Wertungen ohnehin eine Dimension, die sich der moderne Betrachter erst mit einiger Mühe vergegenwärtigen muß: Sie boten eine nicht zu überhörende Kritik an den Vorgängen der Gegenwart. Schon Sallusts bewußte und demonstrative Apolitie war ein Politikum. Seine Äußerung, daß Magistraturen und Imperien nicht mehr erstrebenswert seien, daß es zu nichts führe, das Vaterland oder die Väter, das heißt die Senatoren, regieren zu wollen, mußte als eine Herausforderung an die Machthaber der Stunde verstanden werden, seine Feststellung: »Ein solches Vorgehen hat schon oft große Staaten zugrunde gerichtet, wenn die Einen die Anderen um jeden Preis besiegen und an den Besiegten eine zu grausame Rache nehmen wollen« (*Bellum Iugurthinum* 42, 4) – als kaum überhörbare Warnung an die Sieger des Bürgerkrieges.

Die Verbitterung über das persönliche Scheitern in der aktiven Politik führte bei Sallust zur resignier-

ten und zutiefst skeptischen Einschätzung aller politischen Gruppen, der Politik insgesamt und des Menschen überhaupt. Dieser Meister des Wortes hatte aber auch ein besonders ausgeprägtes Gespür für den Mißbrauch des Wortes: »Schon längst haben wir die wahren Begriffe für die Dinge verloren: weil fremdes Gut zu verschenken Freigiebigkeit, Tollkühnheit in schlimmen Unternehmungen Tapferkeit genannt wird, deswegen befindet sich der Staat in der Krise« (*Catilina* 52, 11). Carl Becker hat zu Recht betont, daß die massierte »Benutzung erhabener, patriotischer Begriffe« gerade in den Reden, die Catilina selbst in den Mund gelegt werden, die ganze »Hohlheit und Verlogenheit dieser Phrasen« aufdecke. Der später vor allem von Tacitus so entschieden kritisierte Mißbrauch von Parolen und Formeln, der Kontrast zwischen Ideologie und politischer Realität, ist bereits bei Sallust eindringlich genug erfaßt: »Denn, um mit wenigen Worten die Wahrheit zu sagen: wer immer seit jener Zeit (70 v. Chr.) politisch agitierte, schützte ehrenvolle Parolen vor. Die Einen taten, als verteidigten sie die Rechte des Volkes, Andere, als wollten sie die Autorität des Senats wahren. Indem sie das Allgemeinwohl vorschützten, kämpften sie alle nur für die eigene Macht« (*Catilina* 38, 3).

Das Tullianum unter dem römischen Staatsgefängnis am Fuß des Mons Capitolinus. Blick auf die Stätte der Hinrichtung des Jugurtha, der Anhänger von Catilina und des Vercingetorix



Die Dominanz der Zeitgeschichte: Caesars *Commentarii*

Die Krise der römischen Republik hat eine vielfältige zeitgeschichtliche Literatur hervorgebracht, von der jedoch fast nur noch Verfasseramen, Titel und wenige Fragmente erhalten blieben. So sind die *Historien* des Sempronius Asellio, die einst die Epoche zwischen 146 und 91 v. Chr. dargestellt hatten, faktisch ebenso wenig zu greifen wie die daran anschließenden Bücher von Sallusts Vorgänger Lucius Cornelius Sisenna. Etwas besser steht es um das Werk des Gaius Asinius Pollio (Konsul 40 v. Chr.), das den Zeitabschnitt zwischen 60 und 44 v. Chr. schilderte, weil es später von Plutarch und Appianus wieder benutzt worden ist.

Für die alle literarischen Gattungen der Epoche durchdringende Intensität der politischen Auseinandersetzungen bleibt charakteristisch, daß nun in immer größerer Zahl autobiographische Stellungnahmen der führenden Politiker vorgelegt wurden. Gaius Gracchus trat hier ebenso hervor wie Aemilius Scaurus, Rutilius Rufus, Lutatius Catulus – Marius' Rivale im Kimberkrieg – und Sulla. Die Rechtfertigung des



Amtsjournal eines Provinzstatthalters in der Art des von Caesar für die Darstellung seines »Bellum Gallicum« verwendeten Commentarius des Zivilstatthalters. Bericht über die Tätigkeit des Chefs der ägyptischen Bezirke Ombi und Elephantine. Papyrus, aus Elephantine. Paris, Bibliothèque Nationale

politischen und militärischen Handelns ist ein geläufiges Merkmal aller großen Krisen. In Rom entfaltete sie sich bezeichnenderweise nicht nur in Memoiren und Autobiographien der Führungsschicht oder in der formal an die Annalistik angelehnten Historien-Literatur, sie konnte dort auch an jene Rechenschaftsberichte anknüpfen, die Statthalter und Feldherrn dem Senat zu liefern hatten. Aus diesem ganzen Genos der Leistungsberichte aber überragen Caesars *Commentarii* des Gallischen Krieges (wohl 52/51 v. Chr. veröffentlicht) und sein Bericht über die Anfänge des Bürgerkrieges alle übrigen bei weitem.

Caesars *Commentarii* dürfen weder am absolut gesetzten Objektivitätsanspruch moderner historischer Forschung noch mit den künstlerischen Kriterien der Historiographie beurteilt werden. Einerseits sind sie mehr als »der militärische Rapport des demokratischen Generals an das Volk, von dem er seinen Auftrag erhalten hatte« (Theodor Mommsen), andererseits stehen sie literarisch, wie schon Cicero gesehen hat, zwischen den traditionellen Gattungen. Wie alle römischen Feldzugsberichte verfolgten auch diejenigen Caesars eine politische Tendenz; sie waren nicht nur Archivmaterial, sondern ein wirksames Instrument zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Caesar überschüttete in ihnen Rom geradezu mit Informationen über gallische, germanische und britannische Stämme, über die maßgebenden Persönlichkeiten der einzelnen Landschaften wie über geographische Details, die Erfolge seiner Diplomatie und seiner Kriegsführung, das vorbildliche Verhalten seiner Offiziere und Truppen, in erster Linie aber immer der eigenen Leistung. Unbewußt deckte er damit freilich auch die Grundzüge seiner Politik und seiner Persönlichkeit auf.

Vom berühmten ersten Satz des *Bellum Gallicum* (»Gallia est omnis...«) an wird deutlich, daß es Caesar nicht – wie allen früheren römischen Befehlshabern – lediglich um begrenzte Offensiven oder um primär lokale oder regionale Probleme ging, sondern um die Herrschaft über ganz Gallien. Der Einheit Galliens und dem Ziel der Beherrschung dieser Einheit wurden alle Einzelkonflikte und Einzeloperationen untergeordnet, der Helvetierkrieg wie der Kampf gegen Ariovistus, die Niederwerfung der gallischen Stämme und Aufstände wie die Ausfälle nach Germanien und Britannien. Bei all dem stilisierte sich Caesar zum Wahrer römischer Tradition und zur Verkörperung römischer »virtus« wie höchster römischer Feldherrnqualifikation. Durch die Dramatisierung von Gefahren und durch die wiederholte Diskriminierung von Gegnern schuf er einen Hintergrund, vor dem sich seine Umsicht, seine Unbestechlichkeit, seine Tatkraft und sein

Glück wirkungsvoll abhoben. Die Begründung der – umstrittenen – eigenen Rechtstitel wurde dabei ebenso geschickt und eindringlich ausgeführt wie die Wahrung der eigenen ›dignitas‹.

Die Berichte über den Gallischen Krieg lassen erkennen, daß Caesar die eigene Herrschaftsstruktur weithin auf persönlichen Verbindungen und Abhängigkeiten, Freundschaftsbeziehungen und Verpflichtungen (*amicitia*, *beneficium*) aufbaute. Herrschaft war hier noch überwiegend persönlich verankert und nicht institutionalisiert; diese Institutionalisierung mußte später erst Augustus in einem langwierigen Prozeß durchsetzen. Doch Institutionen und Programme haben Caesar offensichtlich nur wenig interessiert, sein politisches und militärisches Denken war immer personenbezogen. So hat er schließlich auch die eigene Person in unerhörter Weise absolut gesetzt.

Der Bürgerkrieg diente dann der Rechtfertigung des unvermeidlich gewordenen eigenen Handelns. Nicht Caesar, seine Gegner betrieben die Eskalation der politischen Auseinandersetzung, nicht er, sie wollten den Kampf, den er dann allerdings, als er ihm aufgezwungen war, auch souverän und dynamisch zugleich meisterte. Dies war seine Sicht der Dinge, und er vergaß es auch nicht zu belegen, daß er dort, wo es ihm möglich war, seine ›clementia‹ bewies und allezeit unnötiges Blutvergießen vermeiden wollte. Über allem aber ging es ihm angeblich immer nur um die Wahrung der eigenen Ehre (*dignitas*), sie war ihm noch wertvoller als das Leben (I, 9, 2). Daß er immer wieder die Zustimmung der italischen Bevölkerung und selbst der Truppen des Gegners gefunden habe, dies wollte er bei seiner Stilisierung des Geschehens ebenso einhämmern wie die Tatsache, daß man von dem Mann, der die Disziplin zu wahren, aber auch sein Potential souverän einzusetzen wußte, am Ende dann doch Gerechtigkeit, Mäßigung und Milde erwarten könne.

Caesars durch qualvolle Schullektüre diskreditierte Texte sind gleichwohl von hohem literarischem Rang. Die eindringliche Schlichtheit, Klarheit und Konzentration dieser Prosa, an der die Zeitgenossen die ›Eleganz‹ rühmten, die Konsequenz der Konstruktionen und die Suggestivkraft der Schilderungen, die auch bei dramatischen Höhepunkten – wie der Nervierschlacht oder der Kapitulation des Vercingetorix – nie ihre Prägnanz verfehlen, sind letztlich das Diktat eines großen, aber gleichzeitig gefährlichen Willens. Wer diese Berichte gelesen hat, der begreift, daß ihr Autor in der Lage war, allein durch die Macht seines Wortes die schwierigsten Krisen zu meistern, meuternde Legionen zu disziplinieren wie erschöpfte Verbände vorwärtszureißen. Wer diese Berichte gelesen hat, der

weiß jedoch auch, daß es Caesar nicht um abstrakte Ziele ging, sondern einzig um die Macht seiner Person.

Die große Synthese: Livius

Livius (59? v. Chr. – 17 n. Chr.) stammte aus Patavium (Padua) und seine ›patavinitas‹ ist ihm später gelegentlich vorgehalten worden. Sosehr sich dieser Angehörige des italischen Bürgertums auch mit Politik und Geschichte Roms identifizierte, so groß sein Fleiß und seine literarischen Anstrengungen waren, in seinen einhundertzweiundvierzig *Libri ab urbe condita* die gesamte Geschichte Roms von der Gründung der Stadt bis in seine eigene Zeit (Ende: 9 v. Chr.) darzustellen, so wenig konnte er vergessen machen, daß ihm jede politische Erfahrung und jedes militärische Verständnis fehlten. In ihm hat wohl zum ersten Mal ein reiner Literat, kein Senator, die Geschichte der Stadt Rom gestaltet. Gleichwohl war Livius in jeder Hinsicht tief von der römischen Tradition beeinflusst. In Form und Struktur schloß er sich ganz an die Annalisten an, in stilistischer Beziehung folgte er Cicero, seine Wertungen entsprachen weithin den Perspektiven des ›Sittenverfalls‹, wohl nur in der Einschätzung der römischen Religion findet sich wenigstens teilweise ein persönlicher Akzent.

In seiner Breite übertraf das Geschichtswerk des Livius alle annalistischen Vorgänger; es verdrängte sie damit auch. Von dem einst viele Tausende moderner Druckseiten umfassenden Werk ist heute indessen lediglich noch etwa ein Viertel erhalten: die Bücher 1 bis 10, die bis 293 v. Chr. zurückreichen, die Bücher 21 bis 45, die das Geschehen der Zeit zwischen 218 und 167 v. Chr. schildern (im Schlußteil nicht vollständig) sowie einige größere Fragmente. Dazu kommen die Inhaltsangaben (›Periochae‹) für nahezu alle Bücher und eine Sammlung von bei Livius erwähnten Vorzeichen. Obwohl dieses riesige Werk, einst das umfangreichste Geschichtswerk der Antike überhaupt, nur bruchstückhaft überliefert ist, kann es in seiner Bedeutung kaum überschätzt werden. Es hat seit der augusteischen Epoche das römische Geschichtsbild geformt, seit der Renaissance auch das Bild Europas von der römischen Geschichte und vom ›römischen Charakter‹. Erst die Quellenkritik moderner Philologie und Geschichtswissenschaft und erst die stärkere Berücksichtigung nichtliterarischer Quellen bei der Rekonstruktion der römischen Frühgeschichte in der Gegenwart haben die Autorität des Livius, »der nicht irrt« (Dante), in Frage gestellt.

Quellenkritik im Sinne moderner Forschung war nun freilich überhaupt nicht Livius' Sache. Vielleicht sollte man ihm aber doch konzedieren, daß sie es angesichts der Dimensionen seines Vorhabens auch gar nicht sein konnte. Der Respekt dieses Schriftstellers vor der Tradition und deren Vermittlern war so groß, seine ›pietas‹ gegenüber allem Überkommenen so dominierend, daß er allenfalls Widersprüche bereinigen, Unwahrscheinlichkeiten beheben, im übrigen aber primär harmonisieren und glätten wollte. Seine unbestreitbare Leistung war dagegen die konservierende Synthese römischer Geschichtstradition und deren Vermittlung in der Gestalt eines Stils, der auch die Zeitgenossen der augusteischen Epoche ansprechen konnte.

Das Herz des Livius aber hing an der römischen Frühzeit, an der bereits idealisierten Phase der Entstehung und des Wachstums der römischen Macht bis zur Entfaltung der klassischen Republik, an deren vorbildlichen Lebensformen und Sitten. Wie er im Vorwort seines Werks schrieb, betrachtete er es geradezu als Lohn seiner Anstrengung, »daß ich mich vom Anblick des Unheils, das unsere Generation so viele Jahre hindurch sah, abwenden kann, so lange wenigstens, wie ich mir jene alte Zeit vergegenwärtige, und frei von der Sorge bin, die den Geist des Schriftstellers, wenn schon nicht von der Wahrheit abbringen, so doch zumindest beunruhigen kann« (*Praefatio* 5). Der Verfall der Sitten und der Religion in den folgenden Epochen und in der Gegenwart war ihm bewußt, an



Vorweggenommene Darstellung der von Titus Livius überlieferten Sage vom Raub der Sabinerinnen durch die Römer. Rückseite eines Silberdenars des Lucius Titurius Lucii Filius Sabinus, 89 v. Chr. Berlin, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz, Antikenmuseum, Sammlung Amersdorffer

vielen Stellen ist die Resignation des Autors unverkennbar. Daß sein Werk im Grunde aber den restaurativen Tendenzen des augusteischen Prinzipats, dem scheinbar harmonischen Ausgleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart, entgegenkam, daß es die Kontinuität römischer Geschichte auch auf das neue politische System ausdehnte, ist – soweit die erhaltenen Partien darüber ein Urteil zulassen – sehr wahrscheinlich. Der politisch unerfahrene Literat besaß wohl kein Organ für die entscheidende Problematik römischer Geschichte in seiner Zeit. Hier liegen die Grenzen des Livius.

Livius war nicht originell; er wollte es auch gar nicht sein. Für nahezu alle seine Perspektiven und Wertungen lassen sich in den von ihm benutzten Quellen, in der Annalistik, später bei Polybios, aber auch in der älteren Dichtung (bei Quintus Ennius vor allem) Vorlagen und Analogien feststellen. Doch durch die Übernahme der älteren Gedanken und Sehweisen hat sich Livius nicht nur einzelne Gestaltungsakzente, sondern – was wichtiger ist – eine Gesamtauffassung römischer Geschichte zu eigen gemacht, die durchaus den Vorstellungen der eigenen Zeit entsprach. Nicht zuletzt diese Tatsache erklärt seinen sogleich einsetzenden großen Erfolg.

Für Livius war es keine beliebige Tradition, der er sich anschloß, sondern die des auf Erden führenden Volkes: »Kein Staat war je größer, heiliger und an guten Vorbildern reicher, in keinen drangen Habgier und Luxus so spät ein, in keinem standen Armut und Sparsamkeit so sehr und so lange in Ehren« (*Praefatio* 11). Vom Primat des römischen Volkes war Livius tief überzeugt. Fort und fort rühmte er die Überlegenheit der römischen Soldaten und der römischen Disziplin. Die Macht Roms erschien ihm weltumspannend, sein Name allein schon groß und furchterregend. Seine Berufung zur Herrschaft über den ganzen Erdkreis aber wurde bereits in die Anfänge seiner Geschichte reprojiert. Roms Herrschaft beruhte indessen nicht nur auf militärischer Stärke, sie beruhte vor allem auf dem Willen der Götter. Rom war für Livius nichts weniger als die »urbs in aeternum condita« (4, 4, 4).

In unendlich vielen Varianten hat Livius die idealisierten und vorbildlichen römischen ›mores‹ konkretisiert, neben Maßhalten, Billigkeit und Festigkeit betonte er auffallend oft auch die Bedeutung geistiger Qualitäten, vor allem aber Disziplin und die Anerkennung von Autorität. Ernst Meyer hat den römischen Staat immer primär als Interessengemeinschaft verstanden, eine Wertung, die sich völlig auf Livius berufen kann, denn nach Livius war es eben für Rom charakteristisch, daß die Kräfte, Gefühle und Interessen des einzelnen wie der einzelnen Gruppen stets dem



Im Zeichen von Virtus und Bellum iustum: Roma und Kaiser Augustus beim Empfang seines siegreich heimgekehrten Stiefsohnes Tiberius und römische Soldaten sowie Gefangene vom Balkan beim Aufrichten eines Tropaeum nach den Erfolgen des Feldherrn in Dalmatien im Jahr 9 n. Chr. Onyx-Kamee, vermutlich aus dem Besitz des Augustus, um 10 n. Chr. Wien, Kunsthistorisches Museum, Antikensammlung

Ganzen untergeordnet wurden – jedenfalls zur Zeit der Anfänge und der klassischen römischen Republik.

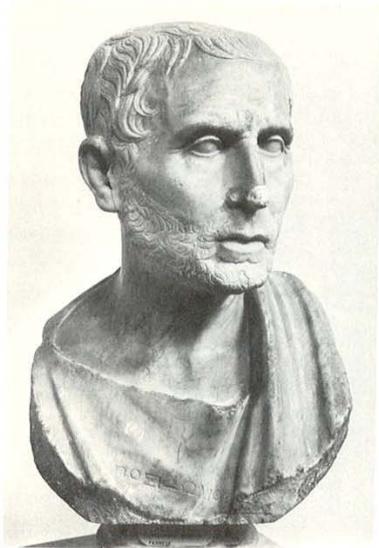
Römischer Art entsprach nach Livius aber auch die Eingrenzung des Krieges in seinen Mitteln wie in seiner Dauer, entsprach die Schonung der Besiegten. Nicht List und Täuschung sollten dominieren wie bei Puniern und Griechen, sondern offene kriegerische Tüchtigkeit (virtus), Krieg überhaupt nur als gerechter Krieg (bellum iustum) und als fairer Krieg geführt werden. Das gerechte, dauerhafte und maßvolle Regiment Roms sollte für Unterworfenen wie Verbündete zur Wohltat (beneficium) werden. Die römische Herrschaft war nach Livius das gerechte und gemäßigte Imperium der Besseren.

Doch nach Livius gab es eine Gesetzmäßigkeit des sittlichen Niedergangs, der auch das römische Imperium unterworfen war. Emphatisch kritisierte er Luxus, Kunstraub, Spiele und Prunkbauten wie andere Symptome der Dekadenz. Mögen seine gelegentlich starken Worte oft genug lediglich dem Wiederhall seiner Quellen entsprechen oder beliebter rhetorischer Praxis, sie decken sich doch wohl mit seinen persönlichen Überzeugungen. Diesen entspricht indessen vor

allem seine spezifische Beurteilung der römischen Religion.

Livius verweist an mehreren Stellen seines Werkes darauf, daß das gesamte politische Leben in der älteren römischen Geschichte in die Religion eingebettet war. Einer Gegenwart, die Geist und Form der alten römischen Religion mißachtete, die über Vorzeichen hochmütig lächelte, hielt er demonstrativ deren Bedeutung entgegen. Er glaubte zu wissen, daß die römische Macht gerade auf der Beachtung von Auspizien und Augurien fußte. Die römische Vergangenheit war für Livius somit in erster Linie durch ihre Religion vorbildlich. Sie vor allem bedingte die römische Lebensführung und die römischen Sitten, Charakter und Tugenden des einzelnen wie die Normen des Rechts und der Politik des ganzen römischen Volkes. In der Religion sah Livius den tiefsten Grund für all das, was Rom geschaffen hatte und was es war.

Der gefährdete Glaube, die bewußte Abwendung von der Gegenwart, die Heroisierung der Vergangenheit, die wiederholte Kritik an der Gegenwart und das Fehlen jeder optimistischen Zukunftserwartung lassen nur den Schluß zu, daß Livius' Grundstimmung nicht Zuversicht, sondern Resignation war. Andererseits bezeichnete ihn Ortega y Gasset zu Recht als den »Schriftsteller, dem es in der Zeit des Augustus gelungen ist, am reinsten und klarsten den alten römischen Geist zu bewahren, vielleicht weil er es verstand, im Geheimen zu leben und ohne Aufhebens von sich zu machen«.



Poseidonios von Apameia. Römische Marmorkopie eines zu Lebzeiten des Philosophen und Redners entstandenen Originals, 1. Jahrhundert n. Chr. Neapel, Museo Archeologico Nazionale

Griechische Autoren als Gestalter römischer Geschichte

Polybios hatte eine neue Epoche römischer Geschichtsschreibung in griechischer Sprache eröffnet. Sein Werk setzte, freilich mit einer sehr persönlichen Akzentuierung, der stoische Philosoph Poseidonios von Apameia (um 135–51 v. Chr.) fort, ein Autor, der zwar in Rhodos seinen Wohnsitz genommen hatte, aber auch weite Reisen in den ganzen westlichen Mittelmeerraum unternahm, nicht zuletzt nach Italien und Rom. So erklärt es sich, daß seine *historíai*, die den Zeitraum zwischen 146 v. Chr. und Sulla umfaßten, eine ganze Reihe von wertvollen ethnographischen und kulturgeschichtlichen Exkursen enthielten, von denen wiederum diejenigen über die Gallier und Germanen trotz ihres fragmentarischen Charakters sehr bedeutsam wurden. Poseidonios hatte ein offenes Auge für den Niedergang des hellenistischen Ostens wie für die sittliche Gefährdung der römischen Macht, zugleich aber auch für die Stärke und Widerstandskraft der Randvölker und Gegner des Imperiums, insbesondere auch der Kimbern und Teutonen.

Auf Grund dieser Eindrücke und seiner engen Beziehungen zu Angehörigen der römischen Führungs-

schicht schuf der primär philosophisch interessierte Autor eine neue Variante des Dekadenzmodells. Nach Poseidonios hielt die Phase erfolgreicher römischer Machtbildung und -behauptung trotz aller Gefährdungen nach der Zerstörung Karthagos, zum Beispiel durch die Initiativen der Gracchen, bis zum Kimbernkrieg an. Erst dieser markierte nach ihm sowohl den Höhepunkt als auch die Peripetie römischer Macht. In der darauf folgenden Friedenszeit hätten dann nach Poseidonios der Verfall der traditionell einfachen Lebensweise der römischen Aristokratie ebenso eingesetzt wie der Verfall der Kriegstüchtigkeit der römischen Jugend. Der Bundesgenossenkrieg, ein Höhepunkt des Geschichtswerks, aber leitete dann unmittelbar über in den furchtbaren Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla.

Auch die beiden anderen griechischen Autoren römischer Geschichte des 1. Jahrhunderts v. Chr., Diodoros aus Agyrion in Sizilien und Dionysios von Halikarnassos, führten Linien fort, die bereits Polybios begonnen hatte, sie allerdings auf wesentlich bescheidenerem geistigen Niveau. In seiner *Historischen Bibliothek* griff Diodor weit zurück in die vortrojanischen Anfänge der Geschichte der Griechen und Barbaren; auch für ihn war eine organische Struktur der Weltgeschichte maßgebend, auch er wollte dem Bedürfnis nach Kombination der einzelnen Geschichtsstränge entsprechen. Im Mittelpunkt seines Werks stand deshalb der Versuch einer Synthese der griechischen, sizilischen und römischen Geschichte bis in die Zeit Caesars, ein Versuch, der sich auf alle für Diodor nur irgend erreichbaren Quellen stützte, zum Teil noch ältere Elemente der Überlieferung berücksichtigte als Livius. Aus dem Ganzen wurde indessen, trotz einzelner wertvoller Bestandteile, lediglich eine fehlerhafte Kompilation sehr unterschiedlicher Qualität.

Dionysios von Halikarnaß, ein Zeitgenosse des Livius und Verfasser zahlreicher rhetorisch-kritischer und philologischer Schriften, wollte mit seinen zwanzig Büchern *Römische Archäologie* in gleicher Weise Belehrung wie Unterhaltung für griechische Leser bieten. Offensichtlich war das Informationsbedürfnis über die Anfänge und die frühe Geschichte der römischen Weltmacht im griechischen Sprachraum inzwischen so stark geworden, daß Dionysios mit einem beträchtlichen Interesse für die Epochen vor dem Ersten Punischen Krieg rechnen konnte, die er in Ergänzung des polybianischen Werks behandelt hat. Für den Rhetor verstand sich die dramatische Gestaltung aller Reden von selbst, altrömische *virtus* hat auch er gefeiert, was ihm um so leichter fiel, als er Rom zu einer griechischen Stadtgründung befördert hatte.

Von den genannten Historikern haben lediglich

Polybios und Poseidonios in einem gewiß nicht zu überschätzenden Umfang auf einzelne Vertreter der römischen Führungsschicht eingewirkt, Diodor und Dionysios von Halikarnaß dagegen wohl einzig auf die gebildeten Kreise des Griechentums. Die Legitimation römischer Macht hat keiner dieser Autoren bezweifelt. Im Grunde weisen sie voraus auf die Zweipoligkeit des römischen Imperiums, auf jenen Prozeß intensiver gegenseitiger Durchdringung lateinischer und griechischer Zivilisation und Kultur, der dann der römischen Kaiserzeit ihr eigentümliches Gepräge gab.

Das Imperium Romanum des Prinzipats als neue historische Formation

Nicht in einem einmaligen Akt, sondern in einem sehr behutsam gestalteten Konsolidierungsprozeß verfestigte sich unter Augustus und dessen Nachfolgern die neue Staatsform des Prinzipats. Das reorganisierte und nun in den Grenzzonen des Reiches stehende Heer bildete ihre wichtigste Machtgrundlage. Daneben stützte sich die Gewalt des ›princeps‹ auf die immensen materiellen Mittel, die ihm seit dem Bürgerkrieg – vor allem seit der Annexion Ägyptens (30 v. Chr.) – zugefallen waren, auf den wachsenden Einfluß in allen Sparten der Administration und Rechtsprechung sowie auf die verlässliche Basis des eigenen Hauses, der ›domus principis‹, der großen persönlichen Klientel und schließlich des wachsenden Kreises jener, die das neue System aus Überzeugung oder Opportunismus mittrugen. Denn die neue politische und gesellschaftliche Ordnung bot allen sozialen Aufsteigern, Angehörigen des Großbürgertums wie Rittern, Freigelassenen wie Provinzialen, ein vielfältiges Betätigungsfeld und mancherlei Möglichkeiten der Qualifikation, insbesondere im Heer und in den systematisch ausgebauten Verwaltungsorganen. Daß die alte Führungsschicht politisch entmachtet wurde, nahm man nach dem von ihr mitverschuldeten Chaos der Bürgerkriege hin. Im übrigen hat der Prinzipat die Grundstrukturen der römischen Gesellschaft nur wenig verändert.

Die zunehmende Konsistenz des Imperiums wurde identisch mit der Herausbildung einer neuen historischen Formation, mit der Erfahrung und Anerkennung jener größeren politischen Einheit, die sich für alle Angehörigen des Imperiums in immer stärkerem Maße in der Person des ›princeps‹ konkretisierte. Nicht im raschen Wechsel von Mitgliedern der Führungsschicht oder in den Abstraktionen römischer Tradition, sondern in der kontinuierlichen Herrschaft

des ›princeps‹ war nun die römische Macht im ganzen Reich faßbar. Für die Geschichtsschreibung wie für Bürger und Untertanen aber erschien der ›princeps‹ als Personifikation des politischen Systems und des Staates, als Motor der Entwicklung wie als Verkörperung aller Hoffnungen auf Frieden, Wohlstand, Glück und Gerechtigkeit, vor allem aber auf innere und äußere Sicherheit.

Neue Funktionen und Erscheinungsformen der Historiographie

Die politischen und geistigen Voraussetzungen römischer Geschichtsschreibung änderten sich unter dem neuen System vor allem deswegen, weil der Prinzipat von Anfang an zu einer kontinuierlichen Beeinflussung der öffentlichen Meinung gezwungen war. Der Tatenbericht des Augustus, die *Res gestae divi Augusti*, spiegelt die Ideologie der augusteischen Epoche und die Stilisierung historischen Geschehens ebenso wie die Werke der Literatur und der Kunst, die Münzprägung insbesondere, aber auch viele Denkmäler und Inschriften. Je nach dem Selbstverständnis und den Interessen der einzelnen ›principes‹ mochten sich Intensität, Ansätze und Thematik der Prinzipatsideologie ändern, prinzipiell blieb ihre Dominanz bestehen, wobei ihre Radian die Vergangenheit ebenso umfaßten wie die Gegenwart. An ihren Zielsetzungen oder Erwartungen wurde in Zukunft jede Form der Geschichtsschreibung gemessen, die Historiographie durch diesen Bezugsrahmen nicht weniger beeinträchtigt als durch die Tatsache, daß unter dem neuen System gerade wichtigste Entscheidungen nicht mehr öffentlich fielen und viele herkömmliche Informationsmöglichkeiten versagten.

Die Einstellung der Geschichtsschreibung zum Prinzipat war alles andere als einheitlich. Einerseits leisteten Historiker bewußt oder unbewußt wertvolle Beiträge zur geistigen Untermauerung, Konsolidierung und Legitimation des neuen Systems, andererseits bot gerade die Geschichtsschreibung die Chance, dessen Phänomenologie kritisch zu beleuchten oder die alte Tradition im Sinne der Opposition zu mobilisieren. Gefahrlos waren solche Unternehmungen indessen nicht. Titus Labienus, dessen historisches Werk im Jahr 12 n. Chr. verbrannt wurde, sah sich zum Freitod getrieben. Schriften dieser Art ließen sich aber nicht unterdrücken. Das Werk des Albius Cremutius Cordus, das noch unter Tiberius die Caesar-Mörder Brutus und Cassius demonstrativ feierte, ist zwar auf

Grund eines Senatsbeschlusses ebenfalls verbrannt worden, es wurde jedoch – wie Tacitus triumphierend feststellt – dennoch bewahrt und später weiter verbreitet. Auch dieser Senator aber war freiwillig aus dem Leben geschieden.

Die römische Geschichtsschreibung des Prinzipats zeigt nicht mehr die relative Geschlossenheit, die in der republikanischen Epoche so lange bestimmend war. Statt dessen weist sie eine Vielzahl von formalen Gestaltungsprinzipien, divergierenden politischen Wertungen und sozialen Bindungen auf. Dabei ist es besonders unbefriedigend, daß der einstige Reichtum historischer Produktion heute nur noch in wenigen Bruchstücken faßbar wird. Es gibt wohl keine Epoche der römischen Historiographie, in welcher der prozentuale Anteil des Überlieferten im Verhältnis zum einstigen Gesamtbestand so gering blieb wie gerade in dieser Zeit.

Es wurde seit langem üblich, die einstige Erscheinungsvielfalt der historischen Literaturgattungen im Prinzipat den beiden Polen der alten, primär annalistisch strukturierten, senatorischen Geschichtsschreibung auf der einen Seite und der neuen, primär bio-



Die Ruinen der Regia in Rom. Blick auf den Ausstellungs-ort der sogenannten Kalendertafel, der vom Kollegium und seinem Exekutivorgan, dem Pontifex maximus, auf Tafeln verzeichneten Jahresereignisse

graphisch angelegten Form auf der anderen Seite zuzuordnen. Dabei ist es zweifellos richtig, daß die Weiterführung der senatorischen Geschichtsschreibung häufig von einer kritischen Grundposition aus erfolgte, während die biographische Form überwiegend in prinzipatsfreundlichem Sinne angewandt wurde. Indessen bietet eine solche Grundlinie nicht mehr als eine erste Orientierungshilfe, denn selbstverständlich war das Spektrum der Wertungen breit und formal nicht gebunden. So ist kaum anzunehmen, daß Autoren wie der ältere Annaeus Seneca, Aufidius Bassus oder der ältere Plinius in ihren Schriften der neuen Staatsform gefährlich geworden wären, ganz zu schweigen von einem Mann wie dem Historiker Cluvius Rufus, der sich von Nero bis in die flavische Zeit in angesehenster Stellung hielt. Auf dem biographischen Sektor aber wurde Tacitus' *Agricola* zu einer erregenden Anklage der Tyrannis Domitians.

Im Zusammenhang eines knappen Überblicks wäre es unergiebig, eine Fülle von Autorennamen oder Werktiteln ohne adäquate historiographische Substanz zu präsentieren. Statt dessen seien die charakteristischen erhaltenen Darstellungen eingehender besprochen. Im Fall des Tacitus besagt dies freilich, daß dessen Voraussetzungen und Vorlagen nicht deutlich genug sein können. Wie weit beispielsweise sein wohl bedeutendster Vorgänger im 1. Jahrhundert n. Chr., Fabius Rusticus, Tacitus' Methode und Wertungen bereits vorwegnahm, läßt sich nicht abschätzen. Der Gesichtspunkt einer Originalität um jeden Preis aber galt für ein so stark traditionsgebundenes Genos wie dasjenige der römischen Historiographie ohnehin zu keiner Zeit.

Tacitus

In Tacitus ergriff noch einmal ein rhetorisch geschulter Angehöriger der senatorischen Führungsschicht das Wort, ein Mann, der die traditionelle Ämterlaufbahn bis zum Konsulat (97 n. Chr.) und zur Statthaltschaft von Asia (112/113 n. Chr.) erfolgreich durchlaufen hatte. Sein wohl persönlichstes Werk wurde der *Agricola*, die 98 n. Chr. veröffentlichte *laudatio* auf seinen Schwiegervater. Tacitus stilisierte in ihr den gewiß rechtschaffenen Statthalter zum Vorbild politischen und moralischen Verhaltens. In die Biographie gliederte er indessen nicht nur eine Skizze der römischen Okkupation Britanniens ein, sondern er erörterte daneben auch die Bedingungen geistiger Freiheit und historiographischer Arbeit, vor allem aber die

Problematik des Verhaltens der römischen Führungsschicht unter einem tyrannischen Regiment: »Mögen diejenigen einsehen, die gewöhnlich das Unerlaubte bewundern, daß es auch unter schlechten Kaisern große Männer geben kann und daß Gehorsam und Zurückhaltung, wenn sie von Energie und Kraft begleitet werden, dasselbe Lob verdienen wie die Vielen, die durch ihre Schrofheit den Ruhm eines ehrgeizigen Todes suchten, von dem der Staat keinen Nutzen hatte« (*Agricola* 42, 5).

In der im gleichen Jahr publizierten *Germania*, dem lateinischen Kleinod germanischer Ethnographie und Frühgeschichte, aber hat Tacitus dann konsequent eine weithin vorbildliche fremde Welt auf Rom bezogen und nach römischen Kriterien und Kategorien dargestellt. Wie der Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit so war für ihn auch der Vergleich des Römischen mit dem Fremden ein bewußt gewählter Weg, um die eigene Zeit und die eigene Situation zu objektivieren. Im *Dialogus de oratoribus* schließlich, dessen Erscheinungsjahr unbekannt ist, ging Tacitus dann der Frage nach den Ursachen des Verfalls der römischen Rhetorik nach, wobei er wiederum gerade die Interdependenzen zwischen politischen und geistigen Entwicklungen am Beispiel der römischen Redekunst gezeigt hat.

Von den größeren historischen Werken wurden die *Historiae*, die einst den Zeitraum von 69 bis 96 n. Chr. dargestellt hatten, etwa um 110 n. Chr. abgeschlossen. Es folgten die *Annales ab excessu divi Augusti*, das Alterswerk, das ursprünglich die Zeit von 14 bis 68 n. Chr. schilderte. Beide Hauptwerke liegen heute nur in unvollständiger Gestalt vor; immerhin blieb wenigstens soviel erhalten, daß ein fundiertes Urteil über Form und Inhalt möglich ist.

Tacitus war einer der glänzendsten römischen Stilisten, ein Meister historischer Porträts wie der Gestaltung dichter szenischer Atmosphäre. Es ist für ihn bezeichnend, daß er den geschichtlichen Ablauf an den Knotenpunkten des Geschehens selten nur aus einer einzigen Perspektive gestaltete. Vielmehr sind für Tacitus Bipolarität, Antithesen, Kontrastierung, Auffächerung des Urteils, Wechsel der Standpunkte sowie die Artikulationen jeweils mehrerer Personen oder Gruppen charakteristisch. Die nüchterne Bewertung des sogenannten Adoptivkaisertums in der Galba-Rede (*Historien* I, 15f.) und deren Umfeld zeigt dies ebenso wie das sogenannte Totengericht über Augustus (*Annalen* I, 9f.). Dennoch gelang es Tacitus, die Vielfalt historischer Einzelercheinungen in ein konsistentes Bild der Phänomenologie des römischen Prinzipats einzuordnen. Ein gewiß einseitiges, aber doch auch folgerichtiges Bild und jedenfalls das einzige in



Gefangene Germanen – eine Illustration der »Germania« (6, 8) von Publius Cornelius Tacitus. Kalksteinrelief auf einem Säulensockel vom Porticus der Principia der Zweilegionenfestung Mogontiacum, aus Mainz, letztes Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. Mainz, Mittelrheinisches Landesmuseum

der antiken Überlieferung, das die tiefere Problematik und die starken Widersprüche jenes eigenartigen politischen Systems auch tatsächlich freigelegt hat.

Durch seine persönlichen Beobachtungen und seine politischen Erfahrungen vor allem unter den Regierungen Domitians (81–96 n. Chr.), Nervas und Trajans (98–117 n. Chr.) wie durch seine historischen Arbeiten besaß Tacitus ein geschärftes Bewußtsein für Kontinuität und Diskontinuität in der römischen Geschichte, für die Widersprüche zwischen politischer Ideologie und politischer Realität, für den Kontrast zwischen römischer Dekadenz und »barbarischen« Tugenden, nicht zuletzt für die Abhängigkeit menschlichen Handelns von dem Diktat der Zeit, der jeweiligen »condicio temporum«. Im römischen Prinzipat aber sah er ein Machtsystem, das auf Heuchelei, Falschheit, Korruption, Charakterlosigkeit, Opportunismus, kriecherischer Servilität wie absoluter Willkür fußte. Ein Machtsystem, das sich gerade durch die Verschleierung der Machtstrukturen und durch die Verschleierung der Realität charakterisierte. Tacitus zeigte nicht nur all dies, er schilderte auch nicht allein die oft

abstoßenden ›principes‹ selbst, sondern ebenso die Nutznießer wie die Instrumente der Herrschaft und die Agenten des Systems, die Frauen, Verwandten, Freigelassenen, die Mitarbeiter der Herrscher wie ihre Kreaturen, die Feldherrn wie die Garden, die Intriganten wie die Denunzianten. Affären und Exzesse, die Auflösung vieler ethischer und moralischer Bindungen und Normen aber stellte er nicht um ihrer selbst willen oder aus dem Streben nach starken Effekten dar. Sie waren für ihn vielmehr typische Symptome jener gesellschaftlichen Realität, die das politische System nach sich zog, Ausdruck der Lebenswirklichkeit des römischen Prinzipats.

Andererseits blieb Tacitus von der Notwendigkeit des Prinzipats überzeugt. Er teilte die rationale Einsicht vieler Zeitgenossen, daß die unermeßlich große Formation des Imperiums eine kontinuierliche zentrale Leitung erfordere, und er verkannte nicht, daß der Prinzipat in gewissem Ausmaß durch die Bürgerkriege legitimiert war. Pauschale Verurteilungen von Personen und Institutionen lagen ihm fern, er wußte zu differenzieren und konnte auch positive Intervalle des Systems würdigen. Doch kühl diagnostizierte Tacitus die Dialektik zwischen den republikanischen Traditionen und Werten und den nicht zu vermeidenden Begleiterscheinungen der Alleinherrschaft. Die Differenzierung der Dimension der Zeit aber ging bei ihm wohl weiter als bei jedem anderen römischen Historiker. Über der Darstellung der Vergangenheit, der Berücksichtigung der jeweiligen Gegenwart und der Beachtung des Urteils der Zukunft gelangte Tacitus zum historischen Verständnis der eigenen wie jeder menschlichen Existenz.

Elemente der römischen Biographie: Cornelius Nepos und Sueton

Die römische Biographie weist sehr verschiedenartige Wurzeln auf. Von den Grabinschriften und ›laudationes‹ der Nobilität führt ein Weg zu den Biographien einflußreicher Politiker, von den wissenschaftlichen Biographien der hellenistischen Epoche ein anderer zu den biographischen Sammelwerken eines Marcus Terentius Varro und Cornelius Nepos. Die erste Kategorie entfaltete sich seit der Krise der römischen Republik. Verfasser waren in der Regel Freunde, Verwandte oder Abhängige des Verstorbenen, dabei nicht selten Freigelassene oder Klienten. So schrieben Lucius Voltacilius Pitholaus über Pompeius, Gaius Oppius über Caesar, Marcus Tullius Tiro über Cicero,



Marcus Ulpius Traianus als Kaiser und Feldherr mit römischen Offizieren und Soldaten. Rückseite eines Bronzesechstertels des Kaisers, 115/16 n. Chr. Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Antikenmuseum, Sammlung Amersdorffer

Iulius Marathus und Nikolaos von Damaskos über Augustus, dieser selbst über den älteren Drusus, Arulenus Rusticus über Thræsea Paetus, Herennius Senecio über Helvidius Priscus, der ältere Plinius über Publius Pomponius Secundus, Tacitus über Agricola – doch mit Ausnahme der letzteren gewinnen alle diese Biographien heute kaum mehr ein Profil.

Etwas besser ist es um die zweite Kategorie bestellt. Hier sind zwar die einst fünfzehn Bücher *Imagines* mit ihren siebenhundert Bildern berühmter Griechen und Römer des großen Gelehrten und Antiquars Varro ebensowenig zu fassen wie die Biographien eines Santra oder Hyginus, doch liegt wenigstens von der Sammlung *De viris illustribus* des Nepos ein Ausschnitt mit den Biographien von dreiundzwanzig nicht-römischen Feldherrn vor – neben Biographien des Cato und des Atticus –, so daß hier ausnahmsweise einmal ein Einblick in dieses Genos möglich wird. Nepos hatte in seinen Kurzviten Könige, Feldherrn, Dichter, Redner, Historiker und Grammatiker dargestellt und mit seiner Sammlung ein sehr bescheidenes Ziel verfolgt. Denn der in Rom lebende Angehörige des wohlhabenden italischen Bürgertums, der dem Senatorenstand nicht angehörte, räumte selbst ein, daß es sich bei seinen Biographien um eine ›leichte‹ Literaturform handle. Nepos bot nicht nur Informationen, sondern auch Unterhaltung. Daß das simple und klare Latein dieser Viten dann seit dem 18. Jahrhundert Nepos zu einem der am weitesten verbreiteten Schulautoren Europas machen würde, konnte der Verfasser wohl kaum voraussehen.

Das reichhaltige autobiographische Schrifttum, das in der späten Republik eingesetzt hatte, wurde in einer langen Reihe von Schriften der ›principes‹, ihrer Mitarbeiter und Familienangehörigen oder hervorragender Feldherrn fortgeführt. Augustus, Tiberius, Claudius, Vespasian, Trajan und Hadrian sind in dieser Reihe ebenso vertreten wie Marcus Agrippa, Maecenas, die jüngere Agrippina oder die Feldherrn Gnaeus Domitius Corbulo und Gaius Suetonius Paulinus. Doch nicht so sehr die Autobiographie oder die Einzelbiographie sind die typischen Gestaltungsformen des Prinzipats, sondern die Biographienreihe, wie sie vor allem Sueton repräsentiert.

Sueton war im Archiv- und Bibliotheksdienst des kaiserlichen Hofes aufgestiegen. Der vom jüngeren Plinius protegierte Literat erreichte schließlich im Posten des ›ab epistulis‹ ein hohes Amt der ritterlichen Laufbahn, in dem er für die ganze Korrespondenz des ›principes‹ verantwortlich war. In einem Werk *De viris illustribus* stellte Sueton zunächst Grammatiker, Rhetoren, Historiker und Dichter biographisch dar, in Viten, die nur zu einem sehr geringen Teil erhalten oder in Andeutungen faßbar sind. Der große Wurf glückte ihm dagegen mit *De vita Caesarum*, einer Biographien-sammlung, die sich von Caesar bis zu Domitian erstreckte.

Sind diese Viten auch, schon was den Umfang anbelangt, keineswegs einheitlich gestaltet, so folgen sie doch meist einer klaren Disposition. Sie verbinden die Schilderung von Herkunft, Geburt, des chronologisch strukturierten Lebensganges mit einem systematischen Überblick über Erscheinung und Charakter, zivile und militärische Aktivitäten, mit einem Persönlichkeitsbild, das freilich oft genug einem Tugend- oder Lasterkatalog gleichkommt, ehe sie dann in der Darstellung von Tod und Begräbnis ausklingen. Diese Biographien strotzen von Fakten und Details, sie bieten Informationen auch über intime Bereiche, und sie befriedigten – wie ihre weite Verbreitung und ihr großer Erfolg zeigen – offensichtlich die Bedürfnisse eines größeren Publikums. Man mag sich über die gelegentliche Naivität dieser ›Kammerdienerperspektive‹ mokieren – das ganz unpräzise Werk darf nur innerhalb der vom Autor selbst gezogenen Grenzen bewertet werden. Da Sueton aber wie kaum ein anderer mit der offiziellen Phraseologie der trajanischen und der frühhadrianischen Epoche vertraut war, wandte er auch die Kriterien und Leitbegriffe dieses ›humanitären‹ Kaisertums seiner Zeit auf die Beschreibung und Beurteilung der frühen ›principes‹ an.

Die Kaiserbiographien Suetons – und die auf ihn folgenden ebenso – erstrebten nicht die Problematisierung klassischer Geschichtsschreibung. Sie wollten

auch nicht im Sinne Goethes zeigen, wie das Leben dieser ›principes‹ »auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt« war. Ihre Ziele waren viel bescheidener. Sie boten lediglich eine Fülle von Informationen, ließen die Fakten gleichsam selbst sprechen, hielten sich in Beurteilung, Kommentar und Reflexion aber bewußt zurück. Sie waren deshalb auch sehr zitierfreudig, und es ist bedauerlich, daß Sueton wohl in großer Zahl Briefe des Augustus mitteilen konnte, später aber, nach seiner Entfernung aus dem Dienst (wohl 122 n. Chr.), für die folgenden Biographien offensichtlich keinen Zugang mehr zu so wertvollen Primärquellen besaß. Immerhin sind seine Kaiserporträts im allgemeinen ausgewogen. Dies gilt für Domitian, den Tacitus so sehr haßte, ebenso wie für Claudius, an dem Sueton bezeichnenderweise die idealen Tugenden des Adoptivkaisertums (zum Beispiel *clementia, civilitas, moderatio*) rühmte, dessen Haltlosigkeit und Unausgeglichenheit er jedoch ebenso wenig verschwieg wie den völligen Mangel an ›auctoritas‹.

Plutarchs Parallelbiographien

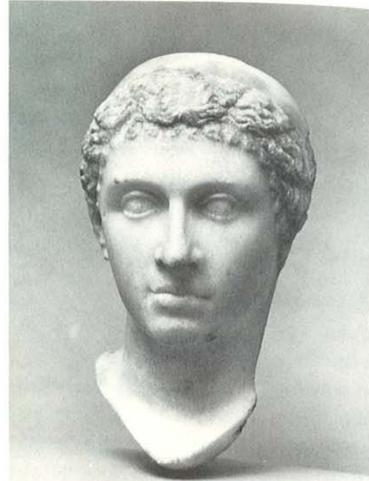
Anspruchsvoller als die Kaiserbiographien Suetons waren in mancherlei Hinsicht jene zweiundzwanzig Parallelbiographien, in denen Plutarch aus Chaironeia in Boiotien jeweils bedeutende Griechen mit bedeutenden Römern verglich, so Alexander mit Caesar, die spartanischen Könige Agis und Kleomenes mit den Gracchen. Freilich mußte auch Plutarch seine Methode rechtfertigen: »Denn ich schreibe nicht Geschichte, sondern Lebensbilder, und nicht durchaus tut sich in den glänzendsten Taten Wert oder Unwert eines Menschen kund, sondern oft wirft eine unbedeutende Handlung, ein Wort oder ein Scherz ein schärferes Licht auf den Charakter als Schlachten mit zahllosen Gefallenen, Zusammenstößen der größten Heere und Belagerungskriege um die größten Städte« (*Alexander* 1, 2). In den Biographien selbst aber wollte Plutarch in erster Linie eine vorbildliche sittliche und moralische Lebensführung – oder auch deren Gegenteil – vorführen, betrachtete er doch die Geschichte als einen »Spiegel« und suchte sein eigenes Leben »nach den Tugenden jener Männer einzurichten und zu bilden« (*Aemilius Paulus* 1, 1). Oder, wie er an derselben Stelle wenig später formulierte: »Durch das Studium der Geschichte und das ständige Schreiben über sie bereiten wir uns dafür, das Andenken an die edelsten und bewährtesten Männer immer in unsere Seelen aufzu-

nehmen und, wenn der unvermeidliche Verkehr mit unserer Umgebung etwas Schlechtes, Übelgeartetes oder Unedles an uns heranbringt, es abzustoßen und von uns zu weisen, indem wir unsern Sinn ruhig und unberührt auf die edelsten Vorbilder richten«.

Moderner Erwartungshaltung mag diese Einstellung naiv erscheinen, bei Plutarch dominierte aber der moralisch-ethische Impuls. Der spätgriechische Philosoph, einer der produktivsten Autoren jener Epoche überhaupt, hatte platonische wie aristotelische Lehren in sich aufgenommen, rhetorische Elemente ebenso wenig verschmäht wie solche der Popularphilosophie. Plutarch verstand es, religiöse mit philosophischen Vorstellungen in Einklang zu bringen, insbesondere aber griechische mit römischen Traditionen. In politischer Hinsicht gab er sich keinen Illusionen hin. Obwohl er trotz vieler Reisen unbeirrt an seinem bescheidenen boiotischen Lebenskreis festhielt, kannte er die Grenzen aktiver politischer Betätigung innerhalb des Imperiums sehr genau. Er respektierte sie nicht nur, sondern leistete gerade durch die Parallelbiographien einen konstruktiven Beitrag zur geistigen Synthese des Prinzipats.

Plutarch hat gewiß der Idealisierung und Heroisierung historischer Persönlichkeiten den Boden bereitet, er hat die enthusiasmierende Macht großer antiker Persönlichkeiten vergegenwärtigt, und er ist dann in der frühen Neuzeit auf dem Weg über die Übersetzungen von Jacques Amyot (1559) zu einer erstaunlichen Breitenwirkung im modernen Europa gelangt: Shakespeares Coriolan, Julius Caesar, Antonius und Kleopatra gehen ebenso auf Plutarch zurück wie Corneilles Sertorius und Agesilaos oder John Drydens Kleomenes. Schillers Karl Moor apostrophierte ihn ebenso wie Goethe, der sich wiederholt mit Plutarchs Schriften auseinandersetzte. Neben Livius ist Plutarch so einer der wichtigsten Vermittler gerade der heroischen römisch-republikanischen Tradition in Europa geworden.

Die Formen der Biographie und der Biographien-gruppen, die unter Sueton und Plutarch einen ersten Höhepunkt erfahren hatten, blieben auch weiterhin bevorzugte und spezifische Gattungen innerhalb der literarischen Produktion der römischen Kaiserzeit und der Spätantike. Die heute verlorene Sammlung der Kaiserviten von Nerva bis Elagabal des Konsulars Marius Maximus (um 165–230 n. Chr.?) dokumentiert diese Kontinuität nicht weniger als die Vita des neupythagoreischen Wundermannes Apollonios von Tyana des Philostratos, die möglicherweise die Ausbildung der christlichen Hagiographie stark beeinflusst hat, oder die Sammlungen von Sophisten- und Philosophen- viten von Philostrat und Diogenes Laertios aus dem



Kleopatra VII. als Regina regum im Sinne Plutarchs. Marmorskulptur, zwischen 51 und 30 v. Chr. Berlin, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz, Antikenmuseum

3. Jahrhundert n. Chr. Es ist für jede historische Epoche und für jede Gesellschaft aufschlußreich, an welchen Personengruppen sie ein biographisches Interesse bekundet, und so auch für die späteren Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit charakteristisch, daß einerseits die Viten einzelner Herrscher und die Sammlungen von Kaiserbiographien, andererseits aber auch jene von Philosophen, Literaten und schließlich diejenigen der Heiligen der christlichen Kirche das Feld beherrschten. Dem entspricht das Versiegen der Viten der alten politischen Führungsschicht.

Individuelle Ansätze und neue Formen

Neben den Grundlinien der Entwicklung der traditionellen Geschichtsschreibung und der Biographie weist der Bereich der Historiographie unter dem Prinzipat noch eine Reihe von individuellen Leistungen auf, die nicht durch gemeinsame Gattungsbeziehungen verbunden sind, sondern primär durch persönliche Interessen und Konzeptionen bestimmt werden. Aus dem lateinischen Bereich zählen dazu die *Historiae Philippicae* des Kelten Pompeius Trogus, ein Werk, das einst – gleichsam als universalliterarische Ergänzung zu Livius – die Stränge der nicht-römischen Geschichte bis zum Jahr 20 v. Chr. dargestellt hatte. Das

sehr breit angelegte Geschichtswerk ist lediglich durch einen Auszug des Marcus Iunianus Iustinus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. lebendig geblieben und von einer gewissen Bedeutung weniger auf Grund seiner literarischen Qualitäten als vielmehr durch das Geschichtsbild, das es vermittelte. Denn durch Trogus und Iustin vor allem wurde die Vorstellung verbreitet, daß die Weltgeschichte aus einer Abfolge von verschiedenen Weltreichen bestehe, die schließlich im Imperium Romanum endete, eine Vorstellung, die das europäische Geschichtsdenken bis weit in das Mittelalter hinein bestimmt hat.

Zur Gruppe der wichtigen Einzelleistungen zählen auch die zwei Bücher *Historiae Romanae* des Velleius Paterculus, die die Römische Geschichte von den Anfängen bis zum Jahr 30 n. Chr. schilderten. Der aus einer ritterlichen Familie aus Capua stammende Autor repräsentiert den Typus des militärischen Aufstiegers, der unter seinem Idol Tiberius im Jahr 15 n. Chr. sogar die Prätur erreichte. In dem stark rhetorisch stilisierten Werk, das die zeitgeschichtlichen Ereignisse, insbesondere die Entwicklungen auf den dem Verfasser bekannten Kriegsschauplätzen, wesentlich breiter darstellte als die Epoche der frühen Republik, wurden das System des Prinzipats und insbesondere die Regierung des Tiberius ganz offen idealisiert.

Ebenfalls aus tiberischer Zeit stammt die schablonenhafte Beispielsammlung der *Facta et dicta memorabilia* des aus einfachen Verhältnissen kommenden Valerius Maximus. In penetrant moralisierenden Auflistungen bot er in vierundneunzig Rubriken das, was rhetorische Praxis, Erziehung und später auch Predigt immer wieder benötigten: Kataloge vorbildlicher Verhaltensweisen oder provozierender Laster und Fehler, wobei römische mit fremden Beispielen konfrontiert wurden. Es ist kein Zufall, daß gerade dieses, in seiner Struktur so banale und in seiner Ausführung so fehlerhafte Werk noch während des ganzen Mittelalters eifrig benutzt wurde. Valerius Maximus ist jedoch auch ein Menetekel für die Folgen der Auflösung der Geschichte in exempla.

Die Livius-Epitome des Annaeus Florus genügte auf andere Weise den Bedürfnissen eines breiteren Publikums unter dem Prinzipat. Florus stellte, wohl in hadrianischer Zeit, vor allem aus Livius, aber auch aus anderen Autoren alle römischen Kriege von den Anfängen bis zu Augustus zusammen und übertrug gleichzeitig auch das schon vom älteren Seneca konzipierte Lebensalterschema auf die römische Geschichte. Nach Florus entsprach dabei die Kaiserzeit bereits der *senectus*; immerhin wurde mit Trajan ein Ansatz zur erneuten Verjüngung diagnostiziert, so daß das Gesamtbild, das wieder einmal die Republik heroisier-



Der vergöttlichte Alexander der Große mit Ammonshorn und Königsbinde. Vorderseite eines Silbertetradrachmons des Lysimachos, aus Thrakien, 286–281 v. Chr. Berlin, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz, Antikemuseum, Sammlung Amersdorffer

te, dann doch nicht allzu pessimistisch ausfiel. Florus und Valerius Maximus dokumentieren auf ihre Weise das Widerstreben breiter Bevölkerungskreise gegen die großen traditionellen historischen Darstellungen, die offensichtlich zu voluminös und zu anspruchsvoll erschienen. Praxisbezogene, informative Kompilationen entsprachen weit eher dem allgemeinen Publikumsgeschmack, soweit dieser nicht ohnehin biographisch orientiert war. Gleichzeitig wurde auch das Interesse an rhetorisch aufbereiteter historischer Unterhaltungsliteratur immer größer.

Die Gestalt Alexanders des Großen hatte in Rom seit den Tagen des Pompeius erneut an Popularität gewonnen. Diesem Interesse verdankt auch die *Historia Alexandri Magni* des wohl in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. schreibenden Curtius Rufus ihre Entstehung, ein erfolgreiches Beispiel spähellenistischer, dramatisierender Heldenbeschreibung in lateinischer Sprache. Rufus' Werk mag noch so viele Schwächen aufweisen, seine immer wieder ins Anekdotische ausbrechende Darstellung hat bis ins Mittelalter viele Leser gefesselt, sicher weit mehr als die seriösere Alexander-Monographie des Flavius Arrianus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Der mit Kaiser Hadrian befreundete Arrian, ein tüchtiger Militär und Administrator, war bis zum Statthalter von Kappadokien aufgestiegen und hatte sich daneben im geographischen, historischen, insbesondere im militärgeschichtlichen Bereich als tüchtiger und gediegener Schriftsteller hervorgetan. So stellte er in den siebzehn Büchern *Parthikā* die römisch-parthische Auseinandersetzung zusammenhängend bis zum Partherkrieg Trajans dar.

Der Verlust dieses Werks wiegt für die moderne Rekonstruktion der Vorgänge auf Roms östlichem Kriegsschauplatz besonders schwer.

Ein anderes Beispiel für die teilweise hohe Qualität der griechischen Historiographie während des Prinzipats bietet die *Römische Geschichte* des Appian aus Alexandria. Appian, der bis zur hohen ritterlichen Position eines ›procurator Augusti‹ aufgestiegen und später nach Rom übersiedelt war, wählte wiederum die Römische Geschichte als die Grundlinie der ganzen Weltgeschichte und stellte nun die Geschichte der einzelnen Regionen in dem Augenblick und in der Reihenfolge in sich geschlossen dar, in denen sie mit Rom in Berührung kamen. Das nüchterne Werk wurde für die römische Geschichte selbst deswegen so bedeutsam, weil es für bestimmte Phasen der späten Republik die einzige Gesamtdarstellung bietet und zudem wenigstens in gewissem Umfang auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen eingeht.

Epoche, Gesellschaft und Historiographie der Spätantike

So wie die neue historische Formation der Spätantike nicht durch eine einzige Zäsur eines Epochenjahres vom vorhergehenden Prinzipat und der darauf folgenden großen Reichskrise des 3. Jahrhunderts n. Chr. abgegrenzt werden kann, so ist auch die Geschichtsschreibung der Spätantike nicht abrupt mit neuen Formen und Wertungen hervorgetreten, sondern durch das Ausklingen traditioneller Gattungen und Bindungen ebenso gekennzeichnet wie durch die Verstärkung neuer Tendenzen. Rhetorisierung und Kompilation, Geschichtskonzentrate und Sammlungen von Kurzviten, Informationshilfen durch Breviarien und Chronographien, aber auch Panegyrik und Unterhaltung dominieren in dieser Spätzeit der großen geistigen und religiösen Erschütterungen. In einer Epoche der militärischen Katastrophen eines Zwangsstaates, der in sämtliche Lebensbereiche eingriff und der die altrömische Tradition nun auch immer wieder deshalb mobilisieren mußte, um den Willen zur Selbstbehauptung zu stärken, die Resignation zu bekämpfen und durch die Wiederbelebung des Glaubens an ein ewiges Rom die Hoffnungen auf ein Bestehen der Krisen zu festigen.

Staat und Gesellschaft des Imperiums hatten sich in der Spätantike völlig verändert: Aus dem Prinzipat wurde ein religiös sanktioniertes, durch Ideologie wie Zeremoniell extrem überhöhtes Kaisertum. Die alten

Führungsschichten waren längst paralysiert und von neuen vitalen Gruppen verdrängt worden, insbesondere von Militärs und Rittern, den sozialen Aufsteigern aus den Grenzprovinzen, zuletzt sogar von germanischen Heermeistern. Städtische wie ländliche Mittel- und Unterschichten verelendeten weithin, sie wurden von Invasoren und Usurpatoren ebenso ausgebeutet wie von der üppig wuchernden Bürokratie, den diversen Polizeiformationen und den militärischen Einheiten des legalen Zwangsstaates. Angesichts der Kontinuität all dieser Belastungen kam es zur Nivellierung der juristischen und sozialen Unterschiede. Kolonen wurden kaum weniger ausgesogen als Sklaven, die Dekurionen (Stadträte) nicht anders als die einfachen freien Bürger. Nur in den Gütern des Großgrundbesitzes, die jetzt immer mehr autarke Züge annahmen, und in den sozialen Institutionen der christlichen Kirche bestanden noch privilegierte Zellen, die kaum angetastet wurden. Die alte Sozialordnung der Städte des Imperiums war dagegen längst zerbrochen, die Identifikation des einzelnen mit Staat und Imperium wurde immer schwächer, Apolitie und Ergreifen neuer Lebensformen im Einsiedlertum oder in Klostergemeinschaften nahmen zu. Der Protest gegen Staat und Gesellschaft wie die Transzendenz alles Irdischen waren kennzeichnende Reaktionen auf die neue Lage.

In der Entwicklung der spätantiken Geschichtsschreibung fallen einige Momente besonders auf. Bemerkenswert ist zunächst die Gewichtsverlagerung in den griechischen Bereich. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. nimmt dieser an Bedeutung zu; in alten und neuen Formen behauptet sich dort die ›profane‹ Historiographie, und es gelingt ihr auch, die römischen Traditionen in das Byzantinische Reich zu übertragen. Ganz anders ist dagegen der Verlauf im Westen. In wiederholten Reaktionen auf die dramatischen politischen und religiösen Entwicklungen und im Schatten der sich nun voll entfaltenden christlichen Historiographie und Hagiographie sinkt dort die Geschichtsschreibung – vom Sonderfall des Ammianus Marcellinus abgesehen – in kümmerlichen Formen ab. Die politische Orientierung ist dabei weithin auf die Viten der Kaiser als Symbole der Kontinuität des Imperiums konzentriert. Auffallend bleibt daneben die Tatsache, daß immer noch senatorische Positionen verteidigt wurden. Die großen historiographischen Antworten auf die letzte Krise des Weströmischen Reiches aber erfolgten dann nicht mehr in den traditionellen antiken Formen, sondern in jenen der christlichen Autoren, in den Werken eines Orosius, Salvianus und vor allem Augustin.



Ausbeutung der Mittel- und Unterschichten in einer römischen Provinz: Bürger von Noviomagus bei der Zahlung von Abgaben. Kalksteinrelief, aus Neumagen, Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. Trier, Rheinisches Landesmuseum

Griechische Autoren

Den Übergang vom Prinzipat zur Reichskrise des 3. Jahrhunderts markiert der aus einer senatorischen Familie in Nikaia (Bithynien) stammende Cassius Dio, der unter den Severern eine Römische Geschichte von den Anfängen der Stadt bis zu seinem eigenen 2. Konsulat im Jahr 229 n. Chr. verfaßte, eine annalistische Tradition und genuin senatorischer Historiographie verpflichtete Gesamtdarstellung, von der nur noch ein Torso geblieben ist. Unter dem zwar wohlmeinenden, aber doch sehr schwachen Regiment des Severus Alexander erfuhr Cassius Dio die Problematik eines Prinzipats, der die Soldateska nicht mehr bändigen konnte, am eigenen Leib. Er hat deshalb, vor allem in der berühmten Maecenas-Rede, die Notwendigkeit des Prinzipats selbst erörtert. Die Reprojektion von Erfahrungen der Severerzeit in den frühen Prinzipat ist ganz allgemein eine der bestimmenden Perspektiven jener großen Darstellung geworden, die dann jahrhundertlang das Bild der römischen Geschichte im griechischen Osten geformt hat.

Weniger anspruchsvoll gab sich die *Kaisergeschichte nach Markos*, in der Herodianos, vielleicht ein Freigelassener aus der kaiserlichen Verwaltung, die Epoche zwischen 180 und 238 n. Chr. beschrieb. In seiner manchmal etwas platt moralisierenden, ganz auf die äußeren Ereignisse konzentrierten Darstellung, die durch Redeeinlagen aufgelockert wurde, ging es ihm in erster Linie um eine lebendige Schilderung des Geschehens ohne tiefere geschichtsphilosophische oder politische Ambitionen. Wenig später wurden dann im griechischen Bereich erneut Chroniken abgefaßt, die

durch Dexippos, Eunapios, aber auch durch die genuin christlichen Chroniken eines Euseb und später durch die Weltchroniken der Byzantiner eine vielfältige Nachfolge finden sollten.

Weithin dem griechischen Bereich verhaftet, aber bezeichnenderweise in lateinischer Sprache abgefaßt, ist das Geschichtswerk des Ammian (um 330–395 n. Chr.), das ursprünglich – bewußt an Tacitus anknüpfend – die Zeit von 96 bis 378 n. Chr. dargestellt hat. Der Verfasser stammte aus einer Familie der griechischen Oberschicht in Antiocheia und diente als Offizier im Stab des Heermeisters Ursicinus. Auf diese Weise wurde er Augenzeuge für den östlichen Kriegsschauplatz wie für Julians Alamannenkrieg. Ammian war ein guter Beobachter und ein packender Erzähler, andererseits sparte er auch nicht mit Bildungsprunk und rhetorischen Zutaten. Der tolerante Verehrer Julians ist jedenfalls, trotz mancher sprachlicher Mängel, eine der sympathischsten Historikergestalten der Spätantike.

Schloß Ammian mit der Katastrophe des Jahres 378 n. Chr. ab, dem Untergang des oströmischen Heeres unter Kaiser Valens in der Schlacht von Adrianopel, so Zosimos, der »Vorläufer Gibbons« (Ernst Kornemann), zu Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr. mit dem Fall Roms im Jahr 410 n. Chr. Zosimos skizzierte in seiner *Neuen Geschichte* zunächst von Augustus an die Geschichte der römischen Kaiserzeit, entwickelte seine Darstellung dann jedoch erst ab 270 n. Chr. zu voller Breite und befand, daß die Abwendung von den alten Göttern für den Niedergang des Imperiums verantwortlich sei. Er ist somit zugleich einer der letzten Zeugen für die Macht römischer Geschichtsvorstellungen noch in byzantinischer Zeit geworden.



Kaiser Flavius Valerius Constantinus in Anwesenheit von Senatoren und Beamten bei seiner Ansprache an die auf Geldspenden wartenden römischen Bürger. Marmorrelief an der Nordwestseite des Konstantin-Bogens in Rom, 312–315

Die Entwicklung im lateinischen Westen

Gegenüber der relativen Vielfalt historiographischer Produktion vom 3. bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. im griechischen Osten muten die Artikulationen im Westen des Imperiums sehr bescheiden an. Nach der Zäsur des 3. Jahrhunderts und nach der Konsolidierung des christlichen Kaisertums der konstantinischen Ära bestimmten auch dort zunächst christliche Autoren die geschichtliche Überlieferung. Neben Euseb wurden Lucius Caecilius Firmianus Lactantius und Athanasios besonders einflußreich. Erst nach 360 n. Chr. entfalten sich dann altgläubige Gegenpositionen im Werk des Ammian sowie in den Kurzformen historischer Information, dem *Liber de Caesaribus* – einer Reichsgeschichte in der Gestalt von Kleinporträts – des Aurelius Victor, den Breviarien des Eutropius und Rufius Festus sowie anderen Werken ähnlich bescheidener Dimensionen, und endlich in der Biographiensammlung der *Historia Augusta*.

Der aus Afrika stammende, 389 n. Chr. bis zum »praefectus urbi« aufgestiegene Aurelius Victor hatte in seiner neuen »Kreuzung von Historie und Biographie« (Friedrich Leo) die Regierungen von Augustus bis Constantius II. skizziert und sich dabei wiederum für die Rechte des Senates eingesetzt. Es ist bezeichnend für die Konstellation um 360 n. Chr., als das kleine Werk entstand, daß vom Kaiser nun nicht nur die alten Herrschertugenden wie militärische Tüchtigkeit und Milde, Gerechtigkeit und Billigkeit, sondern auch ausdrücklich Bildung und Beredsamkeit erwartet wurden. Das waren Qualifikationen, die sich früher von selbst verstanden hatten, nach der Epoche der Soldatenkaiser und angesichts des notorisch beschei-

denen Bildungsstandes der neuen Führungsschicht des 4. Jahrhunderts n. Chr. aber bereits ausdrücklich gefordert werden mußten. Nicht weniger aufschlußreich ist Aurelius Victors Kriterium der Auswahl geeigneter Mitarbeiter des Herrschers.

Eutrop war unter Kaiser Valens Vorsteher der kaiserlichen Kanzlei und deshalb in einer ähnlichen Weise wie Sueton durch die Phraseologie des offiziellen Schriftverkehrs und die Ideologeme der amtlichen Verlautbarungen und Sprachregelungen beeinflusst. Sein nüchternes *Breviarium ab urbe condita*, das sich vor allem auf die Schilderung der Kriege konzentrierte, komprimierte die römische Geschichte bis zum Jahr 364 n. Chr. in knapper Form. Es komprimierte sie jedoch offensichtlich noch immer nicht knapp genug, denn wenige Jahre später kam das *Breviarium rerum gestarum populi Romani* des Rufius Festus dann mit noch wesentlich geringerem Umfang aus. Für historische Interpretationen bietet ein solches Geschichtswerk kaum mehr Ansätze, während bei Eutrop wenigstens noch ein spezifisches Kaiserideal zu fassen ist. Denn er maß die Herrscher bezeichnenderweise nicht mehr an den Normen des Augustus; sein Kanon entsprach vielmehr überwiegend dem »humanitären« Kaiserideal der sogenannten Adoptivkaiser des 2. Jahrhunderts: »civilitas«, »moderatio«, »liberalitas«, »tranquillitas« und »placiditas« waren für ihn – neben der ehernen »virtus« – die wichtigsten Kaisertugenden geworden.

An das Ende des Überblicks sei die vielumstrittene *Historia Augusta* gestellt, jene unvollständige Sammlung der Kaiserbiographien von Hadrian bis Carinus (117–285 n. Chr.), die vorgibt, von sechs verschiedenen Autoren in diokletianisch-konstantinischer Zeit abgefaßt zu sein. Allein die tatsächliche Abfassungszeit und die Verfasserschaft des Werks sind heute umstrittener denn je, zumeist wird derzeit eine Niederschrift durch einen einzigen Autor gegen Ende des 4. oder zu Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. angenommen. Dieser Autor stand allem Anschein nach altgläubigen und senatorischen Kreisen nahe, zumindest hat er versucht, deren Interessen immer wieder behutsam zur Geltung zu bringen. Wieweit dieses Werk jedoch

überhaupt ernstgenommen werden kann, ist eine ganz andere Frage. Die Tatsache, daß es für mehrere Jahrzehnte faktisch die einzige lateinische Geschichtsquelle bildet, verführt dazu, ihm mehr abzapressen, als es geben kann. Es sei nicht bestritten, daß es in den frühen Viten einige wertvolle Überlieferungselemente enthält. Die späteren Biographien strotzen dagegen von unbekümmerten und geradezu provozierenden Fälschungen und Fiktionen. Der Verfasser selbst zählte sein Werk auch nicht zur seriösen Historiographie, sondern zur biographisch strukturierten populären Unterhaltungsliteratur. Ihrer ganzen Stellung nach ist die *Historia Augusta* auch ein Spiel mit Personen und Namen, Zeit und Geschichte, das Satyrspiel römischer Historiographie des Westens.

Der Niedergang Roms als Impuls und Objekt der Historiographie

Die Krise der späten römischen Republik hatte einst die klassischen Werke römischer Historiographie hervorgerufen, die Verfestigung des Prinzipats dann erneut große historische Darstellungen provoziert. Der Niedergang des Weströmischen Reiches fand dagegen keine dementsprechende Resonanz. Die Frage nach den Ursachen der Katastrophen wurde wohl gestellt, doch in den Schriften der altgläubigen Autoren fast nur in konventioneller Manier beantwortet. Dem Senatorenkreis um Symmachus (um 345–402 n. Chr.), dem auch der Historiker Nicomachus Flavianus angehörte, einer Gruppe, die sich entschieden gegen die zunehmende christliche Durchdringung des römischen Staates wehrte, ging es ohnehin in erster Linie um die Bewahrung alter Traditionen und Formen. Eine adäquate Analyse der Lage und ein konstruktiver Beitrag zur Lösung der Krise waren von den Männern, die sich lange Zeit in das Réduit ihrer Bildung und ihrer alten Religion zurückgezogen hatten, nicht zu erwarten.

Ob bei Ammian oder dem Rhetor Synesios, erneut wurde im Bereich der Altgläubigen in sattsam bekannter Monotonie das Schwinden altrömischer Werte und Tugenden beklagt, das angeblich die Niederlage von Adrianopel verschuldet hatte. Doch mit Appellen an die Kaiser, zu altrömischer ›virtus‹ zurückzufinden, war die Situation ebensowenig zu meistern wie mit den Aufrufen zum Antigermanismus, zur konsequenten Eliminierung der Germanen aus allen Führungspositionen – dies in einem Augenblick, in dem das Imperium schon längst nicht mehr auf das Potential

der germanischen Hilfstruppen und Heermeister verzichten konnte. Versteifung, Resignation und blinder Haß auf die ›Barbaren‹ waren angesichts der Dimensionen der Krise kaum angemessene Haltungen, die Christianisierung des Imperiums nicht mehr rückgängig zu machen.

Wie Dichtung und Rhetorik, so hat auch die Geschichtsschreibung der Spätantike noch immer die Macht der römischen Tradition vergegenwärtigt. Aber sie hat weder das Ausmaß der Gefährdung des Imperiums noch die Probleme des römischen Staates und der römischen Gesellschaft in taciteischem Sinne zu bewältigen vermocht. Eine überzeugende Antwort auf das neue Geschichtsbild und die Transzendenz des Christentums fand sie erst recht nicht mehr. Im Grunde blieb sie bis zuletzt die Gefangene ihrer mächtigen Tradition. Die großen Darstellungen über den Niedergang Roms haben deshalb auch nicht die zeitgenössischen Historiker, sondern erst diejenigen der Neuzeit verfaßt: Edward Gibbon, John Bagnell Bury, Ernst Stein, André Piganiol, Arnold Hugh Martin Jones und Joseph Vogt.



Personifikationen der beiden Reichshauptstädte Rom und Konstantinopel. Rückseite eines Solidus des oströmischen Herrschers Constantinus II. aus Anlaß seines zwanzigjährigen Regierungsjubiläums, 343. Luzern, Auktion Hess-Leu 1961